



Jeden Sonntag erscheint  
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N<sup>o</sup>. 33.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer  
15 Pfennig.

## Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von  
W. W a n n a.

### Vierzehntes Kapitel.

Es war, als ob meine Kinderzeit wieder zurückgekehrt wäre. Nie hatten seit jenem Tag Gedanken mein Herz erfüllt, wie sie nun in demselben durcheinander wogten. In der langen Zeit unseres Getrenntseins waren jene Erinnerungen allmählich verblaßt, jetzt aber, da Madeline durch so wunderbare Fügung mir zurückgegeben worden, stieg die alte Zeit wieder neu in mir empor; mein Leben, das seitdem so gleichmäßig und still verlaufen war, bekam plötzlich einen reicheren Inhalt.

Ihr Verweilen nur im Hause hielt jene Nacht allen Schlaf von mir ferne, rastlos durchmaß ich in seltsamer Aufregung mein Zimmer und der Tag war kaum angebrochen, als ich auch schon, die heiße Stirne zu kühlen, hinunter nach dem Strande eilte.

Welcher Wechsel! Der Wind hatte sich gelegt, spiegelglatt lag die See da; das einzige, was noch an den Sturm erinnerte, waren die Schiffstrümmer, welche, von den Wellen hereingespült, am Strande lagen.

So frühe ich auch war, so waren doch andere mir schon zuvorgekommen, sie schauten eifrig seawärts und spähten nach Strandgut.

Ich ging erst nach der Mine, zu sehen, ob alles in Ordnung sei, und eilte dann nach hastigem Ueberblick zum Hause zurück in der vagen Hoffnung, Madeline vielleicht schon aufgestanden zu finden. Sie hatte sich noch nicht erhoben. Der Onkel war bereits zur Arbeit gegangen, die Tante allein in der Küche, mit ihrem Haushalt beschäftigt. Ich sah mich beinahe ängstlich in dem Raume um. Nein, es war kein Traum gewesen, da, am Kamine, hing ja der reiche Pelzmantel, den Madeline umgehabt, als ich sie von dem sinkenden Brack gerettet.

Ungestüm erkundigte ich mich nach ihr. „Hast Du sie schon gesehen, Tante?“ fragte ich. „Fühlt sie sich besser? Wie sieht sie aus?“

Es mußte etwas Auffallendes in dem Ton meiner Stimme gelegen haben, denn die Tante sah mich erstaunt an und sagte:

„Wer ist sie, Hugh? Kennst Du sie wohl gar?“  
„Ja,“ erwiderte ich. „Wir waren vor Jahren zusammen im Münsterschen Institut, das sie etwas vor jener Zeit verließ, da mein Vater starb. Seitdem aber habe ich sie nicht mehr gesehen.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre, die schwarze Dienerin trat herein; erst jetzt sah ich, welch zartes, gut aussehendes Geschöpfchen sie war. Ich fragte sie, wie es

ihrer Herrin gehe, sie gab jedoch keine Antwort und schaute nur verlegen nach meiner Tante. Augenscheinlich verstand sie kein Englisch, ich sah darum, mit dem Kopf nach der Decke weisend, auf die Tante, die mich gleich verstand und dann mit dem Mädchen nach oben ging, selbst nach dem Befinden ihres Gastes zu sehen.

Sie blieb nur wenige Minuten und doch kam mir die Zeit unendlich lang vor. Als sie wieder hereintrat, lächelte sie über meine besorgte Miene.

„Brauchst keine Angst zu haben, Junge,“ sagte sie, „es ist alles in bester Ordnung. Sie hat sich über Erwarten schnell erholt, will aber doch heute noch das Bett hüten, der Müdigkeit wegen. Ein feines Dämchen, Hugh, und wohl auch reich genug, sie hat ja alle Finger voll Brillantringe.“

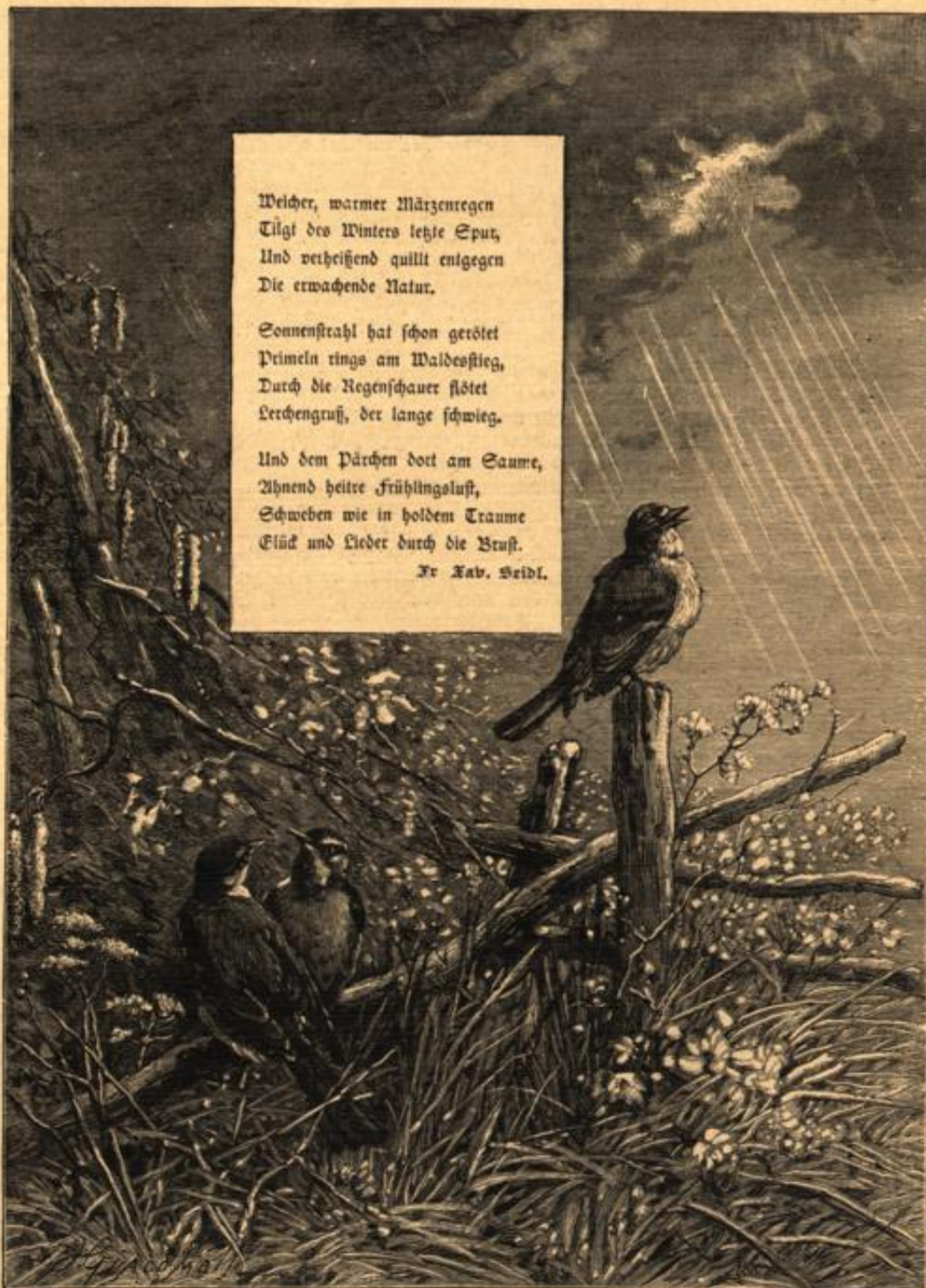
Madeline verließ jenen Tag ihr Zimmerchen nicht. Was mich betrifft, so war ich völlig unfähig, irgend welche Arbeit zu thun, und umstreifte das Haus wie ein ruheloser Geist.

Andern Morgens, wir saßen gerade beim Frühstück, überraschte sie uns, vollständig angezogen und auf die Schultern ihrer Dienerin gelehnt, mit freundlichem Morgengrüße in die Küche tretend.

Ihr Kommen erregte allgemeine Freude, meine Tante lief ihr sorglich entgegen, während der Onkel schnell unsern besten Stuhl zum Kamine rückte; ich hielt mich im Hintergrunde, stumm und vor innerer Bewegung nicht im Stande, irgend etwas zu thun.

Madeline! War das denn wirklich Madeline, das kleine Mädchen, von dem ich all die Jahre geträumt, deren Hände ich abschiednehmend geküßt und mit meinen Thränen benetzt hatte, jene Madeline, die selbst auch zu Thränen gerührt gewesen, als es zum Scheiden ging? War's möglich, daß es dieselbe war — diese stolze Gestalt mit den träumerischen dunklen Augen, dem warmen bräunlichen Teint, dem nachtschwarzen, reichen Haar? Ihre Formen hatten sich wunderbar entwickelt, ihre Bewegungen erschienen mir wahrhaft königlich.

Da ihre ganze Garderobe bei dem Schiffbruche verloren gegangen war, trug sie eines der Kleider meiner Tante, über das sie ihren Pelzmantel angezogen hatte. Immer noch körperlich angegriffen, schwankte sie zu dem für sie bereitgestellten Sessel, in den sie sich müde niederließ, während ihre Dienerin ihr zu Füßen sank, ihre Hände mit Küffen bedeckend. Madeline sprach in jener fremden Sprache einige tröstend klingende Worte zu ihr, hob dann den Kopf



Weicher, warmer Märzregen  
Tilgt des Winters letzte Spur,  
Und verheißend quillt entgegen  
Die erwachende Natur.

Sonnenstrahl hat schon gerötet  
Primeln rings am Waldesflieg,  
Durch die Regenschauer stödet  
Lerchengruß, der lange schwieg.

Und dem Pärchen doct am Saume,  
Abnend heitre Frühlingluft,  
Schweben wie in holdem Traume  
Glück und Lieder durch die Brust.

F. Kav. Seidl.

März. Zeichnung von H. Giacomelli.

und sah sich ruhigen Blickes in dem kleinen Raume um. Ich war unthätig im Hintergrunde geblieben, denn es war mir klar genug geworden, daß das Andenken an jene Kinder-tage in ihr erloschen war; als jedoch ihre Augen endlich auch mich trafen und mit dem Ausdruck dankbaren Erkennens auf mir haften blieben, fühlte ich, wie mir das Blut heiß bis zur Schläfe stieg.

„Sie waren es wohl,“ fragte sie mit weichem Tone, „der mich von dem sinkenden Schiffe rettete?“

Ich nickte. Für einen Augenblick schwand alle Müdigkeit aus ihrem Gesicht, das alte Feuer glänzte aus ihren Augen, die alte Blut flammte auf ihren Wangen — das war Madeline wieder, die Madeline meiner Knabenjahre. Dann sah sie auf ihre Hände, zog mit rascher Bewegung den kostbarsten ihrer Ringe vom Finger und reichte ihn mir herüber.

„Wollen Sie das nehmen?“ sagte sie mit weicher Stimme. „Sie retteten mir das Leben.“

Ihre ganze Haltung war die einer Herrin, die zu einem ihrer Untergebenen spricht, in meiner Erregung wurde ich dessen jedoch kaum gewahr. Ich eilte auf sie zu, nahm den Ring, küßte stürmisch ihre Hand und steckte das Kleinod wieder an ihren Finger.

„Madeline,“ sagte ich, „kennen Sie mich denn nicht mehr? Madeline — Miß Graham!“

Sie sah mich prüfend an und schüttelte verneinend den Kopf.

„Haben Sie Münster ganz vergessen,“ fuhr ich fort, „und Hugh Trelany?“

Hatte ich erwartet, daß sie bei Nennung meines Namens in laute Freude ausbrechen sollte, so wurde ich schnell genug enttäuscht. Sie schielte und sagte, wie in Rückerinnerung vor sich hinblickend: „Münster? Hugh Trelany? Ja, nun erinnere ich mich, gewiß erinnere ich mich. Hugh Trelany war der artigste aller dortigen Böglinge, wir hielten gute Freundschaft mit einander. Aber,“ setzte sie hinzu, ihre Augen beinahe ängstlich auf mich richtend, „Sie waren es doch nicht, sicherlich nicht?“

„Ich war es,“ erwiderte ich. „Ich bin Hugh Trelany.“ Sie blickte mich groß an, sah dann von mir auf meinen Onkel, hernach auf meine Tante, dann in der ganzen Küche herum und verstumte.

Ich fühlte, daß ich ihr hiezu einige Erklärungen schuldig war, und gab ihr diese. Ich erzählte ihr vom Tode meines Vaters, von der liebevollen Aufnahme, die ich bei meinen Verwandten gefunden, und wie sich mein Leben in St. Gurlott nach und nach gestaltet hatte.

„St. Gurlott?“ sagte sie erstaunt. „Ist dies St. Gurlott in Cornwallis?“

Ich nickte bejahend.

„Dann muß hier eine Tante von mir wohnen,“ fuhr sie fort, „Sie kennen sie wohl? Ihr Name ist Mrs. Redruth.“ „Herr Jesus!“ rief die Tante. „Das ist ja die Mutter des jungen Herrn!“

„Sind Sie gewiß, daß sie so heißt?“ fragte ich. „Diese Mrs. Redruth hat einen Sohn, der der Signer der hiesigen Mine ist.“

„Ganz richtig, ich weiß es. Es ist mein Vetter Georg.“ Der familiäre Ton, in dem sie den Namen des Verhassten aussprach, gab mir einen Stich ins Herz. „D, er ist es sicher,“ fuhr sie fort, „und zu denken, daß wir von allen Stellen der Welt gerade hier Schiffbruch leiden mußten! Wohnen sie weit von hier, Mr. Trelany? Würde es wohl möglich sein, sie wissen zu lassen, daß ich hier bin?“

„Gewiß ist das möglich. Soll ich die Botschaft übernehmen?“

„Wenn Sie so freundlich sein wollen. Sie erzählen ihr wohl den ganzen Vorgang und zeigen ihr diesen Siegelring,“ fuhr sie fort, einen solchen vom Finger ziehend. „Tante wird sicherlich sofort hierher kommen. Es ist meines Vaters Ring, sie kennt ihn, er trug ihn stets, noch auf seinem Todbette.“

Ich nahm den Ring und verabschiedete mich, meine Botschaft anzutreten.

Die Ereignisse der letzten paar Stunden hatten mein ganzes Wesen in seinen geheimsten Tiefen aufgeregert. Ich fragte mich immer wieder, ob es denn nur möglich sein könne, daß dies wirklich Madeline gewesen, und ob der einzige Traum meines jungen Lebens wirklich so schonungslos hätte zerstört werden müssen. Das eine stand klar vor mir: daß ihr das Vergangene gleichgiltig geworden, daß sie keinen Wert mehr auf jene Erinnerungen lege, an denen ich so lange gezecht, in denen ich jahrelang gelebt hatte. Mein Stolz sagte mir, daß auch ich nicht anders denken dürfe. Gewiß, ich mußte sie ihren Verwandten überlassen, ruhig, ohne mit der Wimper zu zucken, wie ein gänzlich fremdes Wesen, das durch Zufall nur einen Tag lang meinen Weg gekreuzt.

Als ich zu diesem Entschluß gekommen, wurde es stiller in mir. Schnelleren Schrittes eilte ich nach Redruth-Hause. Ich fragte dort nach dem jungen Herrn, erhielt jedoch zur Antwort, daß er bereits vor zwei Tagen nach London abgereist sei. Nun ließ ich mich bei Mrs. Redruth melden und wurde zu ihr geführt. Meine Schilderung des Schiffbruches schien sie nicht sonders zu interessieren, erst als ich ihr den Ring übergab, begannen ihre Hände nervös zu zittern, füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Es ist meines Bruders Ring, meines armen Bruders,“ sagte sie, mehr mit sich selbst redend, und setzte dann hinzu: „Meine Nichte befindet sich also in Ihrem Hause, sagen Sie?“

„Ja, Madame.“

„Sagen Sie ihr, daß ich sofort hinkommen werde.“

Ich verbeugte mich und ging, statt jedoch den Weg nach Hause zu nehmen, eilte ich direkt nach der Mine. Warum auch hätte ich zu Madeline zurückkehren sollen, es mit anzusehen, wie das Erscheinen jener kalten, herzlosen Frau genügte, ihre Augen mit frohem Glanze zu füllen, ihrem Munde den Ausschrei der Freude zu entlocken, den mein Name nicht hervorgerufen vermocht hatte? — Das hätte alle schlimmen Geister in mir wachgerufen. Nein, nein, es war besser so!

Ich arbeitete den ganzen Tag ohne Unterbrechung, wie um mich zu betäuben. Wenn ich mich ansah in meinem Minenanzug und mir Madeline vergegenwärtigte, wie ich sie diesen Morgen gesehen — die feinen weißen Händchen, blühend von Juwelen, die schwarze Dienerin ihr zu Füßen, so wurde es mir immer klarer und klarer, welch ungeheure Entfernung mich von ihr trennte.

Sie war die Herrin, zum Befehlen geboren, ich der Diener, dessen einzige Bestimmung es war, gehorsam zu sein. Abends kehrte ich nach Hause zurück und fand alles wieder im früheren Geleise — Madeline war nicht mehr da.

„Sie ist bei den Redruths, Hugh,“ sagte meine Tante, „die alte Dame kam selbst, sie zu holen, und sie ging so gerne, das arme Mädchen.“

Sie zeigte mir eine Fünfpfundnote, die Madeline von ihrer Tante entlehnt und ihr gegeben hatte, barg sie in einer Holzschachtel, wo sie alle ihre kleinen Schätze verwahrte, und begann dann gemächlich den Theetisch zu richten — für sie hatten die Ereignisse der letzten Tage den befriedigenden Abschluß ja gefunden.

#### Fünfundzwanztes Kapitel.

Am siebenten Tage nach jener unvergeßlichen Sturm-nacht — ich hatte Madeline in dieser ganzen Zeit nie zu Gesicht bekommen — nahm ich eine eingehende Untersuchung der Mine vor, deren äußere Stollen von Tag zu Tag gefährdeter erschienen. Ich war eben, von Kopf bis zu Fuß mit Schmutz bedeckt, aus dem Hauptschacht gesiegen und rief mir die Augen, die von dem plötzlichen Uebergange von tiefem Dunkel zu heiter hellem Tageslicht wie geblendet waren, als der Ton einer Stimme an mein Ohr schallte, die ich nur allzu gut kannte. Ich sah mich um. Sie war es, Madeline, die in Begleitung George Redruths und der schwarzen Dienerin auf den Eingang der Mine zuschritt. Sie trug ein hellgraues Kleid, einen kleinen Hut mit wallenden Federn und sah mit ihrem gebräunten Gesicht, aus dem die dunklen Augen so lebhaft blitzten und ihrer vornehmen graziösen Haltung wie irgend eine Prinzessin aus dem Orient aus. Ihr plötzliches Erscheinen brachte mich anfänglich ganz außer Fassung, so daß ich mich nicht von der Stelle zu regen vermochte, dann aber wandte ich mich zum Gehen, ein mir in diesem Moment doppelt peinliches Zusammentreffen zu vermeiden. Ein Zuruf des jungen Herrn hielt mich zurück.

„Trelany,“ rief er, „einen Augenblick!“ Ich stand still.

„Ja, Herr?“

„Miß Graham wünscht die Mine zu besichtigen. Ich vermute aber, daß das nicht angeht. Was meinen Sie dazu? Wäre es wohl möglich für eine Dame?“

„Bemühe Dich nicht weiter, George,“ sagte sie, „ich habe die Idee schon wieder aufgegeben.“ Nach diesen Worten schritt sie auf mich zu und streckte mir grüßend ihre kleine behandschuhte Hand entgegen. Ich beugte mich ehrerbietig über dieselbe, ohne sie jedoch zu ergreifen, mich mit meinem für eine solche Begegnung unpassenden Aeußern entschuldigend.

„Ich denke, daß Sie auch nicht viel anders ausgezehen haben werden, als Sie mich von dem sinkenden Wrack holten,“ sagte sie. „Damals zögerten Sie keinen Augenblick, mich zu berühren, obgleich Ihr Leben auf dem Spiele stand. Mr. Trelany, hier meine Hand.“

Ich that, wie sie begehrte. Ich nahm ihre zarten Fingerchen in meine beiden Hände und führte sie respektvoll an meine Lippen. Wie ich mich erhob, sah ich George Redruths Auge mit finsternem Blick auf mir ruhen.

„Wie ist's, Madeline,“ sagte er, „wollen wir nach Hause zurückkehren?“

Dies war jedoch weder ihre Absicht noch schien sie gewillt, es sich von ihrem Vetter befehlen zu lassen. Sie sagte, daß sie zwar den Gedanken aufgegeben, in die Mine hinunterzusteigen, dafür aber nun deren Außenwerke zu besichtigen wünsche.

„Du darfst Dich übrigens nicht abhalten lassen, heim-zugehen,“ fügte sie hinzu, „Mr. Trelany wird wohl die Güte haben, mich herumzuführen und nach Hause zu geleiten.“

„Unsinn,“ erwiderte er, „Trelany soll an seine Arbeit gehen, die auf ihn wartet. Ich bin ja gerne bereit, Dir alles zu zeigen, was Du zu sehen wünschst.“

Und so blieben sie da, volle zwei Stunden noch. Nachdem Madeline alles mit Interesse betrachtet, ging sie mit ihrem Vetter nach dem Herrenhause zurück.

Die folgenden drei Tage hatte ich keine Gelegenheit, sie zu sehen, dann aber begegnete ich ihr wieder; es war in der Abendstunde, als ich von der Arbeit nach Hause eilte. Diesmal war sie allein, nur ihre Dienerin folgte ihr in ehrerbietiger Entfernung. Ohne weiteres kam sie auf mich zu und bot mir wieder die Hand zum Gruße.

„Ich kam Ihnen entgegen, um eine Strecke mit Ihnen zu gehen,“ sagte sie. „Ist's Ihnen nicht recht?“

„Ob mir's recht ist?“ erwiderte ich erstaunt. „Sie vergessen, Miß Graham, daß es mir eine Ehre ist, an Ihrer Seite den Weg machen zu dürfen.“

Sie schüttelte wie mißbilligend den Kopf und wir gingen neben einander seldein. Eine Zeit lang sprach keines von uns beiden ein Wort, ich fühlte jedoch, daß sie mich beobachtete.

Mit einemmal begann sie: „Wissen Sie, was ich jetzt gethan habe, Mr. Trelany?“

„Nein.“

„Ich versuchte aus Ihrem Gesichte nur einen Zug jenes Knaben herauszufinden, den ich in Münster gekannt habe — es ist mir nicht gelungen.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Nicht? Dann will ich es Ihnen erklären. Jener Knabe, den ich meine, war freundlich mit mir, zutraulich, offen. Sie sind kaum freundlich mehr, Sie halten zurück, sind verbittert und, wenn ich so sagen darf, verbauert. — Was hat Sie so verändert?“

„Ich bin nicht anders geworden, Miß Graham, oder wenn ich es bin, so ist das wechselnde Glück daran schuld, das den einen hebt, während es den andern zur Tiefe zwingt, mir wurde das letztere zu teil. Als wir beisammen in Münster waren, glaubte ich mit Ihnen auf gleicher Höhe zu stehen, heute —“

„Nun, heute?“

„Sind Sie Miß Graham, ich der Oberaufseher in Ihres Veters Mine.“

„Und da glauben Sie, mir wie ein Fremder gegenüberstehen zu müssen?“

„Es wird das Richtige sein.“

„Sie sind herber als ich vermutete. Wenn Sie meine Freundschaft, um der alten schönen Tage, wo wir beide noch Kinder waren, nicht annehmen wollten, so sollten Sie doch wenigstens etwas Interesse noch für mich übrig haben. Ich stehe allein hier, in mir fremder Umgebung, in der Sie mir wie ein alter Freund vorkommen. Wenn Sie hie und da ein teilnehmendes Wort für mich haben wollten, würde mir das den hiesigen Aufenthalt viel angenehmer machen.“

Ihre herzliche Sprache gewann mich, wir schieden als Freunde. In das Herrenhaus kam ich nie, sie nie zu uns. Ich suchte sie nicht auf, wohl aber that sie es, in offenkundigster, unbefangener Weise. Oft wandelten wir zusammen über das Moor, wenn ich abends nach gethauer Arbeit nach Hause ging, die treue Dienerin als nie fehlende dritte in dem harmlosen Bunde. Einen einzigen Abend kam sie allein.

„Sie vermissen Annita,“ sagte Madeline, als sie bemerkte, daß ich mich nach derselben umseh. „Sie ist mit dem Kammermädchen meiner Tante nach London und wird erst gegen Mitternacht zurückkommen. Mein Vetter wünschte, daß ich heute abend zu Hause bleiben oder in seiner Begleitung ausgehen sollte, es liegt mir aber wenig an seiner Gesellschaft und so war ich mit beidem nicht einverstanden, um so mehr, als diese traulichen Spaziergänge wohl bald ein Ende nehmen werden.“

„Wie? Sie gehen doch nicht fort von hier?“ fragte ich bestürzt.

Sie zuckte die Achseln. „Vielleicht, ja. Bis wann kann ich Ihnen selbst noch nicht sagen. Als ich an Ihrer Küste Schiffbruch litt, befand ich mich auf dem Wege nach London zu nahen Verwandten, die mich nun mit Aufforderungen, zu kommen, bestürmen. Ich habe Annita zu ihnen geschickt, um sie einstreifen zu beruhigen, eines Tages jedoch werde ich wohl meinen ursprünglichen Plan ausführen.“

Sie sagte dies anscheinend ganz ruhig und doch vermeinte ich aus dem Ton ihrer Stimme etwas herauszufühlen, das wie Bedauern klang; mich selbst schlug diese Nachricht völlig darnieder.

Der Gedanke, sie aufs neue wieder verlieren zu müssen, hatte mir urplötzlich das ganze Geheimnis meines Herzens enthüllt, das ich bis dahin vor mir selbst verborgen; wie Madeline den Knaben schon bezaubert, so hatte sie es dem Manne nun angethan.

Wie ich damals empfunden, so empfand ich heute noch, nur gereifter, bewußter. Der Knabe hatte sich kindlich jenem erwärmenden Gefühle hingegeben, der Mann wußte, daß es ihm zum Verderben gereichen werde, und dennoch, nur eine Stunde sie lieben zu dürfen, es wäre ein ganzes Leben schmerzlichen Entschagens wert gewesen.

Sie begleitete mich bis zu unserem Hause. An der kleinen Gartentür stand sie still und reichte mir ihre Hand.

„Gute Nacht, Mr. Trelany,“ sagte sie, „noch ist es nicht der Scheidegruß.“

Wieder führte ich die kleine Hand an meine Lippen, dann schritt ich, wie im Traume wandelnd, auf das Haus zu. Ich war mir des einen nur bewußt, daß ich thörichter Mann sie liebte und ihrem Zauber verfallen war mit Leib und Seele.

(Fortsetzung folgt.)

#### Sinnsprüche.

Alles Gute hat immer sein natürliches Maß in sich selbst.

Ein kleines Feuer wird leicht ausgestampft,  
Das, wenn man's duldet, Flüsse nimmer löschet.

Engländerinnen.

Von  
Wilh. F. Brand.

(Nachdruck verboten.)

Die Stellung der Frauen ist bei den germanischen Völkern schon von jeher eine besonders geehrte gewesen. Schon Tacitus berichtet, daß die alten Germanen ihre Frauen als „sanctum quoddam et providum“, als etwas Heiliges und Ahnungsreiches hochgeschätzt hätten. Dieser Frauenkultus hat in modernen Zeiten jedenfalls in der englischen Seitenlinie des Germanenstammes ihre höchste Entwicklung erfahren. Englischen Männern kommt es nicht in den Sinn, abends in die Kniepe zu laufen und die Frau allein zu Hause zu lassen, Touren und Erholungsreisen ohne dieselbe zu unternehmen, zu Hofe zu gehen, wo ihre Frauen als nicht hofmäßig betrachtet werden, oder, wenn sie dabei sind, sich von den Frauen bedienen und aufwarten zu lassen, Vorkommnisse, die in manchen anderen Ländern doch nicht so selten sein sollen!

Sei es nur ein Grund oder eine Folge dieser Zustände, jedenfalls ist es Thatsache, daß die englischen Frauen den Männern verhältnismäßig weit überlegen sind. Nicht nur, daß sie in der Ehe im allgemeinen das Regiment führen — das ist eine Wahrnehmung, die man überall machen kann; und so lange die Bande, welche die Ehemänner fesseln, nicht von Eisen, sondern nur dünne Seidenfäden sind, soll das ja auch die sicherste Basis eines glücklichen Ehelebens sein! — allein die Engländerinnen sind entschieden vielseitiger als die Männer und schlagen diese immer mehr auf den diesen sonst eigenen Gebieten. Sie wirken nicht nur in den höheren Lehrfächern, sondern auch als Mediziner. Sie führen ihre eigenen Projekte vor Gericht und vielleicht währt es nicht lange mehr, da besitzen sie auch das Recht, für das Parlament zu wählen und schließlich dann auch wohl die Befugnis, sich dafür wählen zu lassen. Daneben handhaben sie das Ruder und spielen Lawn-Tennis mit einer Geschicklichkeit, um die sie mancher Mann beneiden könnte. Freilich ist die Zahl derjenigen weiblichen Wesen sehr gering, die solche mehr oder weniger unweiblichen — wenigstens die ersteren, dem geistigen Vermögen entsprechenden — Leistungen verrichten, aber auch in ihrer Gesamtheit machen sich die englischen Frauen auf mancherlei Art entschieden mehr geltend, als zum Beispiel die deutschen.

Und doch ist ihre Ausbildung nicht etwa eine gründlichere, im Gegenteil, sie haben viel weniger gelernt. Sie sind nicht so vollgepfropft mit Geschichtstabelle, toten Vokabeln und spitzfindigen Regeln und Regelschen, die zuweilen eine gewisse blauschwarze Unverdaulichkeit erzeugen, in den meisten Fällen aber hinreichend in Vergessenheit verwehen, so daß sie weiter nicht schaden — aber auch wenig nützen. Was die Engländerinnen einmal lernen — geringfügig wie die Gesamtsomme ihres Wissens vielfach ist — scheint ihnen mehr in Fleisch und Blut überzugehen. Sie werden in zarter Jugend nicht zu sehr angestrengt, bleiben länger in den Händen der Lehrer und Gouvernanten und brechen selbst, wenn sie out — in die große Welt eingeführt — sind, nicht immer so mit einemmalen allen Unterricht ab, wie unsere jungen Mädchen meistens es thun. Daher kommt es, daß ihnen bei wirklich geringem Wissen ein weiterer Gesichtskreis eröffnet ist und sie diesen in mehr praktischer Weise zu beherrschen wissen. In Bezug auf rein wissenschaftliche Dinge, auf Literatur und Kunst sieht es trotz der einzelnen Aertinnen und weiblichen Hochgelehrten im allgemeinen mit dem Wissen der englischen Damen schlimm genug aus. Dagegen zeigen sie mehr Interesse für mancherlei Fragen der Zeit und wissen darüber eher mitzuspreehen, Fragen, die keineswegs immer auf das Gebiet der Politik sich erstrecken. Und warum sollte selbst da eine Frau, nachdem sie schon als Kind die Geschichte längst erloschener Völkerschaften studiert, nicht auch für die Zeitgeschichte, die Geschichte der Mitwelt, sonderlich der eigenen Staatsangehörigen, ein Interesse zeigen?

Was das Neuere der Engländerinnen betrifft, so besitzen sie gewiß nicht die Anmut und den kleinen Fuß der Französinnen, nicht die Grazie und das Feuer der Südländerinnen, nicht die kräftige Fülle der Gesundheit und den heilvollen Blick deutscher Frauen; doch auch sie haben ihre eigenen Reize, unter denen der schlauke Wuchs, der zarte, frische Teint sich vornehmlich bemerkbar machen. Und erscheinen sie feig und gemessen, so ist das eben nur äußerlich und dem Fremden gegenüber. Ihre Kälte laut bald ab, sobald sie nur in das richtige Fahrwasser gelangen. Läßt sich ihren Bewegungen trotz alledem eine gewisse Unbeholfenheit nicht abspreeken, so weisen sie auf der andern Seite auch wieder in ihrer Gesamtheit gewisse elegante Manieren auf — zum Beispiel bei Tisch — wie sie bei anderen Völkern leider immer nur noch in den vornehmeren Kreisen anzutreffen. In Hinsicht auf ihre Toilette zeigen die Engländerinnen mit jedem Jahre mehr Geschmack und viele ihrer Moden werden von anderen Damen — nicht zum wenigsten auch von den Französinnen — getreulich nachgeahmt. Wenn aber zahlreiche deutsche Damen gleichwohl von der englischen Toilette nicht sonderlich erbaut sind, so dürfen wir auch nicht vergeßen, daß die Engländerinnen dieses noch viel weniger sind von der deutschen. Freilich, was für ein Geld verausgabten diese aber auch für ihre Kleidung im Vergleich zu unseren so viel anspruchsvolleren deutschen Frauen!

Diese größeren Geldmittel, die ihnen zu Gebote stehen, beeinflussen das Benehmen der Engländerinnen, ja ihr ganzes Dasein in vielfacher Hinsicht, ganz insbesondere auch in Bezug auf die Haushaltungskunst. Es ist bekannt genug, wie weit sie nach deutschen Begriffen in dieser Beziehung zurückstehen. Selbst die Damen der Mittelstände kochen und wirtschaften nicht nur nicht selbst, sondern manche unter ihnen wähen schon ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie nur die Küchen- und Vorratsräume öfters betreten. Sie liegen bequem auf der Chaiselongue im Bereich des Glödenzuges, lassen die Köchin vor sich kommen und erteilen ihr so Befehl in Bezug auf das Essen. Gibt es dann in demselben Gemach ein paar Kohlen auf das Feuer zu werfen, so wird geklingelt. Soll das Rouleau aufgezogen werden, so wird geklingelt. Bei den geringsten derartigen Verrichtungen wird nach den Diensthofen verlangt. Das mag noch alles angehen, was aber als das Beinlichste, ja Widerwärtigste dabei erscheint, ist der Umstand, daß manche Damen — und gerade solche vornehmlich, die sonderlich nichts sind, nichts haben und nichts verstehen — auf diese Weise sich als die große Dame zu bewähren glauben.

Freilich sind das Extreme und selbst für die Art englischer Haushaltung läßt sich manches zur Entschuldigung, vielleicht gar

zum Lobe sagen. Das dürfte aber am besten durch den Mund einer Engländerin selbst geschehen:

„Ist denn Kochen und in der Küche Stehen Haushalten?“ erwiderte mir einmal eine solche. „Das Kochen versteht meine Köchin viel besser als ich und, mit Verlaub, auch wohl besser als die große Mehrzahl ihrer viel gerühmten deutschen Hausfrauen. Wäre es also nicht Zeitverschwendung, wollte ich es ihr abnehmen? Habe ich nicht wichtigere Verpflichtungen? Ich habe zunächst meine Kinder“ — freilich auch eine Erziehlerin und außerdem eine erfahrene Kinderwärterin! — „ferner habe ich zeitraubenden Korrespondenzen und gesellschaftlichen Pflichten nachzukommen. Und ist es nicht die Hauptaufgabe eines Weibes, dem Gatten das Leben möglichst angenehm zu machen, ihm nicht sowohl eine Dienerin als in der Welt vorgeht, muß viel lesen und um sich blicken und darf auch die nötige Sorgfalt auf ihr Neuheres nicht vernachlässigen. Kann man aber schließlich nicht Hausfrau sein“ — und dabei warf sie mit einer unerkennbaren Genugthuung einen Blick auf den musterhaft gedeckten, wohlbestellten Tisch, auf das stattlich gehaltene Zimmer — „ohne selbst Kochlösel und Wischtuch in die Hand zu nehmen?“

Warum nicht, dafern die erforderlichen Geldmittel dazu vorhanden! Diese Dame war nun keineswegs reich, — gewiß nicht nach englischen Begriffen — aber sie besaß doch auch Vermögen genug, ebenso wie tausende ihrer Landsmänninnen, sich eine solche Lebensweise gestatten zu können. Allein das Beispiel steckt an, und nur zu oft gilt das thätigliche Handanlegen in der Haushaltung bis in die unteren und untersten Mittelklassen — bei ebenso ungebildeten wie unermügenden Frauen, die aber gar zu gern die Lada spielen möchten — für eine Entäußerung ihrer Würde. Nicht minder schlimm sieht es in Bezug auf die weiblichen Handarbeiten der englischen Hausfrauen aus. Sie sticken nicht und stricken nicht, sie nähen nicht und stopfen nicht oder — daß ich ihnen nicht unrecht thue! — doch alles nur in äußerst beschränkter Maße. Dafür halten sie ja ihre Näherinnen, und was diese nicht thun, das kann man ja alles so bequem in einem Laden bekommen!

Und doch wie viele deutsche Männer aller Stände nehmen sich Engländerinnen zu Frauen, unendlich viel mehr, als es englische Männer gibt, die deutsche Frauen heiraten. Wir wollen doch zur Ehre der Deutschen annehmen, daß sie sich nicht so oft von der reichlicheren Mitgift haben dazu verleiten lassen, eine Zugabe, die doch auch in vielen Fällen unbeträchtlich genug ist und oftmals ganz fehlt. Ist es nur, weil die deutschen Männer empfänglicher sind für die Reize der Engländerinnen, als deren Landsmänner für diejenigen der deutschen Frauen? Oder aber ist es, — wie eine deutsche Freundin mir dargethan — daß die Wahl lediglich in der Hand der Damen ruhe und daß die deutschen Mädchen sich höchstens bedanken, einen Engländer zu nehmen, die englischen aber sich glücklich schätzen können, wenn sie nur einen deutschen Mann bekommen!

Wie dem auch sei, jedenfalls sind bei neun aus der Zahl von zehn derartig gemischter Ehen die Frauen Engländerinnen, zumal in England selbst, wo doch deutsche Männer Gelegenheit haben sollten, sie in ihrer wahren Gestalt — ihren Vorzügen und ihren Schwächen — kennen zu lernen. Annähernd dürfte das Verhältnis auch in Deutschland daselbe sein, trotz der in manchen Kreisen dort gegen die Engländerinnen herrschenden Vorurteile. Diese sind nicht so ganz unbegründet, sind es auch die Deutschen selbst nur zu oft, die den wahren Grund dazu geben. Man weiß hinlänglich, daß viele Engländer auf dem Kontinent ihren Wohnsitz genommen, weil ihnen die Mittel abgehen, daheim sanftesgemäß zu leben, andere aber, weil sie als wohlhabende, aber ungebildete Importkömmlinge zu Hause nicht angesehen und im Auslande, wo man sie nicht so leicht durchschaut, auf Grund ihres Vermögens eher eine Rolle spielen zu können glauben. Manche Deutsche wurmt dieses nicht wenig und sie begegnen den Engländern, gleichviel wer sie sind, mit ausgefuchter Zurückhaltung, ja Schroffheit, worüber ich schon von den liebenswürdigsten und feinsten Engländern Klage vernommen. Die große Mehrzahl der Deutschen aber zeigt ihnen die größte Aufmerksamkeit und Höflichkeit, je es, weil das Fremde an sich einen besonderen Reiz für sie hat, oder aber, um einmal ihr lauer erlerntes Englisch anzubringen, oder auch aus den edleren Instinkten der Gastlichkeit, die ja dem Ausländer auch in England erwiesen wird. Manche aber treiben diese Aufmerksamkeit zu einem solchen Extrem, daß man sich eben nicht wundern darf, wenn nun die Engländer, denen von Natur schon viel Stolz eigen, sich etwas Besonderes bedünken. Sie gefallen sich leicht in einer solchen Rolle, vollends die Damen, die sich rascher in die fremden Verhältnisse hineinleben, wie sie rascher die fremde Sprache erlernen, die, unübertrefflich in der Kunst mehr oder weniger unschuldiger Flirtation, von deutschen Herren besonders gesucht sind, freilich, in den meisten Fällen nur dieses Kokettens wegen. Indessen, wenn auch gewöhnlich nicht eigentlich vernünftig, besitzen doch manche unter diesen Engländerinnen eben jene 30,000 Mark, die viele junge Männer für ein Hauptfordernis eines ihnen besonders wünschenswerten erscheinenden Ehebundes halten. Gerade mit Offizieren vermählen sich die Engländerinnen, sonderlich in einzelnen Städten Deutschlands, verhältnismäßig noch am häufigsten. Die große Mehrzahl aber nimmt jedenfalls die Gelegenheit wahr, sich nach Herzenlust zu amüsieren. Sie sind sich bewußt, sie nehmen eine in mancher Beziehung begünstigte Stellung ein, die sie zu Hause nicht besitzen, sie sind mehr oder weniger fremd und unbekannt, der Ruf davon, wie sie es treiben, dringt nicht so leicht in ihre Heimat, in die sie doch in einiger Zeit zurückkehren werden und wo ihnen wieder ein ruhigeres, gemesseneres Leben bevorsteht. Sie genießen daher die Gegenwart, die gebotene Freiheit in vollen Zügen, ohne viele Rücksicht darauf, daß sie ihren eigenen Ruf, den Ruf der ganzen englischen Damenwelt gefährden.

Allein es wäre unrecht, wollten wir nun die Engländerinnen in ihrer Gesamtheit nach den einzelnen beurteilen, die wir in Deutschland antreffen. Sie mögen im allgemeinen nicht so ängstlich bedacht und zurückhaltend sein, wie die unverheirateten Französinnen der besseren Stände, sie sind aber auch wieder nicht so fast wie die Amerikanerinnen. Sie mögen in ihrem Auftreten vor der Welt sich mit mehr Freiheit bewegen als deutsche Mädchen, was aber ihre Sittsamkeit im allgemeinen betrifft, so dürfte es schon ein Hinblick auf die Statistik verschiedener Gebiete leicht darthun, daß sie darin kaum den Frauen und Mädchen irgend einer andern Nation nachstehen.

Veronika Baumann.

Aus den Papieren eines Arztes.

Mitgeteilt von

G. Joeker-Lionheart.

(Fortsetzung.)

„Jahre waren darüber hingegangen. Der Kapitän schien den Verkehr im Pfarrhause geflissentlich zu ignorieren. Er peinigte mich zwar nach wie vor mit kleinlichen Quälereien, die bald in rohen Scheltworten, bald in Handgreiflichkeiten oder Nahrungsentziehungen bestanden, aber das edle Vorbild stillen Duldens meiner vergötterten Elisabeth hatte mich weibliche Sanftmut und Unterwürfigkeit gelehrt, ja selbst mit Gabriel Baumer, der in den Ferien zweimal bei seinem Onkel zum Besuch gewesen, zuletzt als flotter Herr Studiosus, war ich in ein erträgliches Verhältnis durch meine Fügsamkeit getreten.

„Wo der Schuppen einst gestanden, erhob sich ein majestätisches Gebäude, zu dessen Bau Kapitän Harrald fremde Arbeiter aus weiter Ferne hatte kommen lassen, mürrische, rohe Gesellen, die Banditen ähnlicher saßen als ehrlichen Handwerker. Das geheimnisvolle Gewerbe mußte überhaupt florieren, denn die frühere Dürftigkeit des Tisches und der häuslichen Einrichtungen war vollständig geschwunden, der Kapitän kleidete sich elegant, beinahe stutzerhaft, nur etwas parvenümäßig überladen sah er aus mit seinen goldenen Ketten, Tuchnadeln und Brillantringen an den ungeschlachten Fingern. Die ursprünglich gesund-bräunliche Farbe seines nicht ungeschönen Gesichts war mit den Jahren zum Kupferrot übergegangen, wie es Unmäßigkeit bei der Tafel erzeugt. Seine herkulische Gestalt mit den gewaltigen Schultern — auf dem Nacken eines Stiers saß der mächtige Kopf — begann zum Embonpoint zu neigen. In seinem Betragen gegen mich war seit ganz kurzer Zeit eine bemerkenswerte Veränderung eingetreten. Obgleich meinem Alter an Kenntnissen und Wissen voraus, war ich in allen Verhältnissen, die außer dem Bereich meiner stillen Freuden standen, ein pures Kind, noch ganz unschuldig und unerfahren trotz meiner fünfzehn Jahre, und wußte mir die t äppische Galanterie nicht zu deuten. Ich war vor einigen Wochen gefirmt; mein guter Pfarrer hatte mich öffentlich in den Verband der Gläubigen aufgenommen, dem ich durch meine schwärmerische Anhänglichkeit für die Baumanns längst angehörte. Von meinem Pflegevater war damals kein Einwand erhoben, er hatte alles still geschehen lassen, ohne sich viel darum zu kümmern. Wenige Tage vor der Einsegnung nur brachte er mir ein prächtiges Kleid von starrer, rauschender Seide, fir und fertig, reich genug für eine Fürstin. Meine Freunde hatten mich der Welt des Scheines fern gehalten, meinen Sinn an Schlichtheit und edle Einfachheit gewöhnt, ich kann daher nicht sagen, daß das glänzende Geschenk mich sonderlich erfreut, ja, ich fürchtete und schämte mich eigentlich, es öffentlich zu tragen. Aber durch Aufmerksamkeiten von dieser Seite war ich nicht verwöhnt, seine Güte rührte mich und ich dankte ihm mit Thränen in den Augen.

„Er zog mich plötzlich herbei und presste mich an sich, daß ich mich ganz erschrocken los machte, aber meine langen schwarzen Röpfe hatte er sich lachend um die Faust gewickelt und daran hielt er mich fest, als ich fortlaufen wollte.

„Noch immer was von der wilden Kaze! — 's gefällt mir zur Abwechslung; liegt Kaffe drinn, und 's gibt was zum Zähmen. — Wärest so 'ne richtige Biratenbraut, Du schwarze, heißblütige Zigeunerdirne, Du! Bist gegen den verrückten Malte auch so spröde, meine junge Pantherin?“ rief er mit rohem Lachen und mischte sich ein großes Glas Grog dabei, das er mit einem Zuge leerte. Ich sah ihn groß an, was er da sprach, war chaldäisch für mein ahnungsloses Kindergemüt.

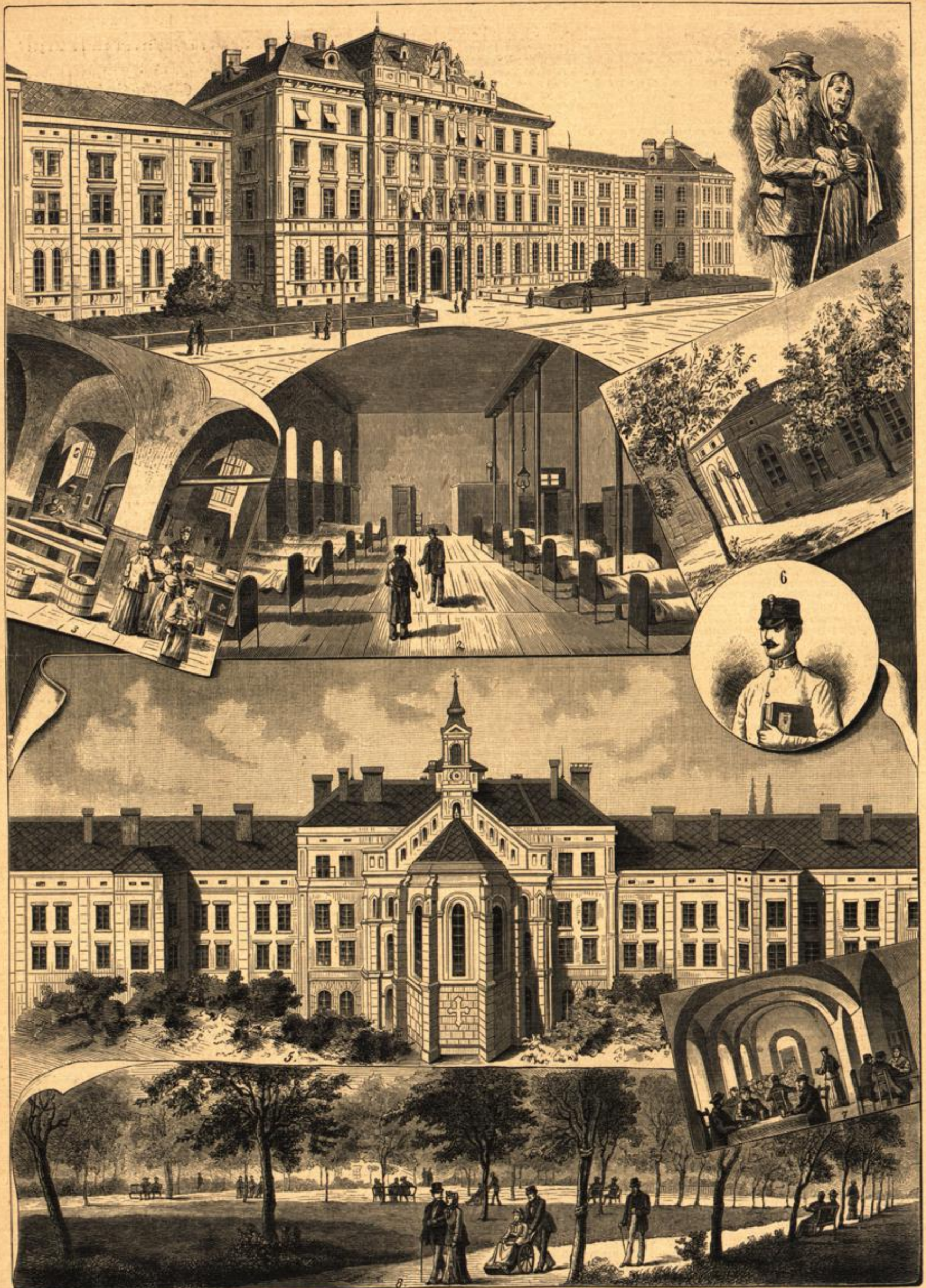
„Er brach in immer unbändigeres Lachen aus. Na, so was kennen sie wohl nicht im Predigerhause! Siehst mich ja mit tellerweiten Augen an, Kleine! Da lehren sie wohl einzig die liebe christliche Nächstenliebe. — Wart nur, wenn Dein Erzfeind im Sommer wiederkommt, dann wird an Dich die Reihe kommen, sein Feuer anzuzünden, aber kein Strohfeuer, sondern Du schleuderst mit Deinen schwarzen Herenaugen einen Feuerbrand hinein, den kein Wasser der Welt zu löschen im stande.“

„Ich glaubte, er sei wieder betrunken oder gar im Fieber. In dieser letzten Voraussetzung wandte ich mich nachmittags an Fräulein Liobeth, die in Ermanglung anderer eine Art Doktor für das ganze Dorf war und aus ihrer Hausapotheke Menschen und Vieh kurirte, und erzählte ihr das ungerime Zeug.“

„Ihr zartes, fast durchsichtiges Gesicht mit den geistig vertärten Augen ward von einer flüchtigen Röte — ich wußte viel später erst, daß es Scham war — überflogen. Das so unsäglich milde Lächeln, das ihre Augen sonst ausstrahlten, ward wehmützig getrübt.

„Sie sann lange nach, dann fragte sie mich plötzlich, ob mein Vater — so nannten wir ihn alle, obschon jeder wußte, daß er es nicht war — sich wohl entschließen würde, mich ihr ganz hinzugeben.

„Ein bräuses Nein, er brauche mich nach der Konfirmation, war die niedererschlagende Antwort, die sich der



1. Hauptfassade nah der Straße. — 2. Schlafsaal. — 3. Küche. — 4. Leichenkammer. — 5. Ansicht vom Garten aus. — 6. Kontrollwächter. — 7. Wärm- und Wirtshube. — 8. Garten.

Armenversorgungshaus der Stadt Wien am Alsergrund. Originalzeichnung von O. Jazarek. (S. 391.)



Den Weg verloren. Zeichnung von R. C. Woodville. (S. 391.)

Platter bei dem groben Manne holte, als er auf Elisabeths Wunsch ihr Anliegen persönlich vorbrachte.

„Ein paar Tage darauf befahl er, mich fertig zu halten, er habe in der russischen Stadt zu thun und wolle mich mitnehmen; es wäre Zeit, daß ich auch mal unter andere Menschen käme, die Mutter mit ihrem scheinheiligen Augenverdreben machten mich sonst noch verrückt. Ich wollte meine Freunde heftig verteidigen, aber er fiel mir hohnlachend ins Wort: Na ereifere Dich nicht, so lange Du gut thust, will ich Dich ja nicht hindern, mit ihnen zu watscheln, so viel's Dir eben Vergnügen macht, zeigst Du Dich aber penitent, so werd' ich auch schon beweisen, wer Herr ist.“

„Ich war zum Tode erschrocken. Zum erstenmale trat mir die Möglichkeit vor Augen, von denen getrennt zu werden, die ich schon ganz als unzertrennlich mit angehörig betrachtete. Zum erstenmale zitterte ich vor der Macht, die mein Feind über mich besaß. Was hätte ich in diesem Augenblick nicht alles versprochen zur Erhaltung von Verhältnissen, die meines Lebens ganze Seligkeit ausmachten?“

„Der schlaue Mensch durchschaute das arglose Kind, er hatte die zitternde Angst des Aufgebenmüssens von teuren Menschen freventlich für seine Zwecke ausgenützt.“

„Ich weigerte mich denn auch nicht, als er mir befahl, einen Haufen zarter Spitzen in das Futter meines Kleides einzunähen und ein paar wertvolle Taschenuhren an mir zu verbergen. Er gebot mir unverbrüchliches Stillschweigen darüber zu jedermann, und obgleich er die Drohung nicht nochmals in Worte sagte, sagte das wilde Leuchten der Augen unter den überhängenden buschigen Brauen mir deutlich, welche Strafe meiner Barre, wage ich, ihm in irgend welcher Weise feindselig entgegenzutreten. Er war zu schlau, dem großen, starken Mädchen mit urwüchsiger Kraft und der Unerlöschlichkeit einer unverwundlichen Gesundheit — nebenbei bemerkt, hat mir meine Zuchtlosigkeit die Ueberzeugung gebracht, daß physischer Mut nur das Produkt stählerner Nerven ist; mögen Sie, mein werter Freund, davon Notiz nehmen — mit körperlicher Züchtigung zu drohen, er wußte, das hätte nur meinen rebellischen Sinn zu trotzigem Stolz herausgefordert.“

„Mein Pflegevater hatte seit einiger Zeit sich Auhwert angeschafft, eine altfränkische, aber ziemlich anständige Haise und eines jener schweren Arbeitssperde, die man sonst nur für Lastwagen zu wählen pflegt und die nichts weniger als eine Fierde sind. Im Pfarrhause hatten sie den barocken Geschmack eines Mannes belächelt, sich zum Vergnügen eine Equipage zu halten, in der man eine zahlreiche Familie schwersten Kalibers hätte befördern können. Mir dämmerte heute eine düstere Ahnung von der wahren Bedeutung; der Mann, der da an meiner Seite behaglich im Fond lag und eine feine Regalia dampfte, that nichts ohne bestimmten Grund. Er sprach nicht umsonst so zutraulich mit den Kollisoffizianten an der russischen Grenze und erzählte ihnen mit jovialem Lachen, das zum Verwechseln dem eines guten, schwachen, tyrannisirten alten Papas gleich, wie sein Kräulein Tochter nun mit einemmale die erwachsene Dame sein wolle und ihm keine Ruhe lasse, bis sie sich alles bei Puzmacherinnen und Kaufleuten selbst zusammengekauft, wonach das junge Herz verlange, um unser Fischerdorf vor Erstaunen Maul und Augen aufreißen zu lassen. Er lächelte dabei meine Wange und schlug gutmütig nach dem verzogenen Ding, das ihn wohl mit weitgeöffneten Augen angestarrt haben mag. Das Spießbubengesicht des lahmen Jakob, der nun zum Rang eines Rutschers avancirt war und mit im Hause lebte, war zurückgedreht, die Augen wurden listig zugemessen, die Zunge in die Wacke gesteckt, wie man's bei ungezogenen Schulbuben bemerken mag, er schien sich höchlichst über die väterliche Komödie zu ergötzen und wollte mir durch seine Grimasse das geheime Einverständnis und das Vergnügen wahrscheinlich zum Ausdruck bringen, den Kollisoffizianten eine solche Nase gedreht zu haben, die eben sich herzhast mit dem Kapitän die Hände schüttelten, nachdem sie schnell eine Flasche guten alten Burgunder mit ihm geleert.“

„Das ist die einzige Contrebande gewesen, meine Herren, rief er mit dem gutmütigsten Lachen des treuerberzigen Biedermanns, wir haben nun dafür gesorgt, daß dieselbe, die mir zum Frühstück dienen sollte, weder Ihr noch mein Gewissen beschweren kann. Alons, Jakob; hü, Brauner! Auf Wiedersehen am Abend, meine Herren!“

„Er winkte in bester Laune lebhaft mit der Hand; mir zitterte das Herz wie das eines erschrockten Vögelchens unter den Brüsseler Spitzen, und doch erweckte das gefährliche Spiel ungefähr das fieberhafte Interesse, das der Spieler im geheimen Schlupfwinkel empfinden mag, in dem er jeden Augenblick schmachtvollen Ueberfalls durch die Polizei gewärtig sein muß.“

„Wir erreichten nach einiger Zeit die Stadt und hielten vor einem einstöckigen grauen Steinhaufe mit breiter Fassade, das man in seiner stillvollen Einfachheit in der Residenz mit patrizisch bezeichnet haben würde.“

„Ich bin so ausführlich und breit in der Schilderung meiner Jugenderlebnisse, mein teurer Freund, damit Sie verstehen lernen, welche Verhältnisse das eigenartige Geschöpf aus mir herausbildeten mußten, als das ich Ihnen und anderen, vielleicht oft befremdlich, entgegengetreten. Man muß den Boden kennen, dem eine Pflanze entsprossen, um beurteilen zu können, weshalb sie barocke Form und Farbe oder gar Auswüchse trägt, man muß wissen, welche Witterungseinflüsse über sie hingezogen, um ihr inneres Leben

studieren zu können. — Trägt mich nicht alles, so stand ich an diesem Tage meinem Glück sehr nahe. Ein Wort von den Lippen des Mannes, die mir in diesem Hause fortwährend von innerer Schadenfreude geschürzt vorlamen, hätte vielleicht mein ganzes Schicksal gewandelt und zu dem friedlichen Leben anderer junger Mädchen im Schoß ihrer Familie gemacht. Weh mir, daß der Glende das erlösende Wort nicht gesprochen!“

„Wir befanden uns in dem überall mit gediegener Pracht ausgestatteten Hause des reichen Bankiers und Kommissionsagenten Benjaminsohn, eigentlich David Benjamin Schlomil, den die Leute Benjaminsohn nannten, weil er der einzige Sohn des Gründers dieses alten, reichen Handelshauses war. Der Name hatte damals für mich keinen bedeutungsvollen Klang, erst später habe ich durch das Geschwätz des einen oder andern erfahren, in welchem Zusammenhang man denselben mit meiner armen Mutter namte.“

„In diesem Hause mußte man ebensowenig irgend einen Argwohn gegen meinen Adoptivvater haben, man behandelte ihn mit der ruhigen Artigkeit eines gern gesehenen Geschäftsfreundes.“

„Wunderbar wohl, wie angeheimelt, fühlte ich mich im Kreise dieser edlen Menschen. Obgleich an der russischen Grenze lebend, trugen sie alle den Stempel höherer Bildung und jener ruhig bewußten Würde, die wir sonst als besonderes Privilegium unseres alten Adels zu schätzen wissen. Der Hausherr, ein Mann in den vierzigern, mit früh ergrautem Haupt und Barthaar, hatte seine Jugend in aller Herren Länder zugebracht, von großen Mitteln unterstützt, sich frei und leicht bewegen lernen und erst des Vaters Geschäft übernommen, als ein jäher Tod diesen von dem Platz abrief, den er so würdig ausfüllte. Die Frau, eine schöne, matronenhafte Dame, war die Tochter eines hochberühmten Berliner Arztes und durch ihre hohe Bildung und musikalische Talent in den dortigen Kreisen der Intelligenz, ohne Unterschied der Konfession, ein vielbegehrter, vielumworbener Stern gewesen. Als drittes dieses Kleeblattes, sah ich, über seine Bücher geneigt und in seine Studien förmlich versenkt, eine hohe, schmächtig schlankte Jünglingsgestalt mit zartem, wie durchgeistigtem Antlitz, aus dem die orientalischen Augen förmlich leuchteten. Die schwermütvolle Schönheit des Vaters wiederholte sich in dieser rührenden Knabenerscheinung. So jung ich war, las ich etwas in dem schmerzlich liebevollen Blick des Vaters auf dieses letzte seiner lebenden Schätze geschrieben, was auf der denkenden Stirn und dem durchgeistigten Antlitz des armen jungen Mannes stand: frühzeitiger Tod.“

„Raphael Schlomil, der jugendliche Gelehrte, wußte es, die wehmütvoll entjagende Milde seines ganzen Wesens drückte es aus; die arme Mutter, die bereits drei blühende Kinder begraben, verriet ihre Kenntnis durch die leidenschaftliche Angst in ihrem thränenverschleierten Blick, mit dem sie den letzten vor dem Verhängnis durch ewig wache Sorglichkeit zu retten versuchte, und tausend zarte, kleine Aufmerksamkeiten für den Liebling, wie sie Männer sonst nicht kennen, verrieten das in geheimer Besorgnis zitternde Vaterherz. Die erste angstvolle Frage der Mutter hätte übrigens jedem doch eröffnet, was sie mit lächelndem Munde aus zarter Schonung und Liebe sich gegenseitig fortzuleugnen suchten.“

„Finden Sie nicht, Herr Kapitän, daß unser Raphael sich merkwürdig erholt, seit Sie das lehtemal hier waren?“

„Ich sah voll tiefen Mitleids das arme von Leiden gebleichte Gesicht, die durchsichtig schlankte Krankenhand an, während mein Pflegevater sich in lebhaften Versicherungen über das brillante Aussehen des jungen Herrn ausließ. Mir schnitt's durchs Herz, die falschen Versicherungen des falschesten Mundes und die freudig ausleuchtenden Augen der armen Mutter zu beobachten, die sich so gern — gegen ihre bessere Ueberzeugung selbst — bethören lassen wollte. Mir war wohl und ich atmete förmlich auf, als der Hausherr dem heuchlerischen Wortschwall mit gerunzelter Stirn ein brüsktes Ende machte, indem er den Geschäftsfreund kurz aufforderte, ihm in sein Privatzimmer zu folgen, um die Geschäfte vor Tische zu erledigen.“

„Als Tochter des Kapitans war ich mit der sprichwörtlichen Gastlichkeit des reichen Haushalts liebenswürdig und wie selbstverständlich aufgenommen, ich fühlte aber bald, daß die Sympathie, die mich zu diesen seltenen Menschen zog, binnen kurzem voll erwidert wurde. Besonders Raphael und ich fanden uns als wahlverwandte Geister bald. Der gleiche glühende Wissensdurst führte uns zusammen, die poetische Tiefe und Weiche seines Gemütslebens, jene verständnisvolle Liebe, die dem jüdischen Familienleben noch immer einen patriarchalischen Stempel gibt, woben um ihn einen Zauber, der mich völlig binnahm. Ich hatte übrigens ja noch nie mit einem Altergenossen verkehrt, und dem Umgange mit meinen Lieben dabeim fehlte natürlich jener leidenschaftliche Enthusiasmus und jene Frische der Empfindung, die mich bei dem jungen Gelehrten förmlich zauberte.“

„Zwischen uns ist schnell eine Reizung emporgekeimt, so duftig, zart, poetisch und so ideal, wie sie nur zwischen einem fünfzehnjährigen Mädchen mit leidenschaftlichem Herzen und einem achtzehnjährigen Menschen, dessen klares Bewußtsein des frühen Todes ihn von allen irdischen Leidenschaften löstrennte, bestehen kann. Weh mir, daß der Tod den süßesten, keuschesten Liebestraum so jäh zerstörte! Weh mir — ich riße mich heute nicht mit blutendem Herzen von dem

einigen Menschen los, der mir das rein ausflingende Finale zu dieser Ouvertüre des halbverwussten ersten Jugendtraums zu liefern vermochte. Nur Sie durften den Platz füllen, in dem der bleiche Schatten dieses ungewöhnlichen Knaben gelebt hatte.“

„Selige Stunden, selige Tage habe ich darauf im Hause des jüdischen Bankiers verlebt, und kein intolerantes Vorurteil meiner älteren Freunde hat je den geringsten Schatten auf dies mich so hoch beglückende Verhältnis geworfen. Es genügte ihnen, daß es „gute Menschen“ waren, und sie freuten sich der frohen Augenblicke, die auf diese Weise meiner verkümmerten Jugend wurden. Vielleicht auch kannten sie die Gerüchte und sahen darin die Hand der gütigen Vorsehung, die mich zurück an den Platz stellen wollte, der mir so rughlos geraubt war. Mein Pflegevater nützte meine Bereitwilligkeit zu seinem Vorteil aus, und ich glaube, ich habe in meiner lieben, dummen Unwissenheit ihm wahre Schätze über die Grenze schaffen helfen. Ob Herr Benjaminsohn mit ihm im Einverständnis stand, ob er nur ein Auge zudrückte bei vorteilhaften Transaktionen oder von der ungeschlichen Beförderungsweise der verschiedenen Waren überhaupt nichts ahnte, ich habe es nie zu ergründen versucht, Interessen idealer Natur nahmen meinen ganzen inneren Menschen damals in Anspruch. Der Mann hat mir in seinem ganzen Wesen zu sehr den Eindruck höchster Redlichkeit und subtil ehrenhafter Gesinnung gemacht, um diese bezweifeln zu dürfen; außerdem erfreute er sich mit seiner stillen, ernsten Würde weit und breit der höchsten Achtung bei hoch und niedrig.“

„An einem Tage habe ich der Entscheidung über mein Schicksal wohl nahe genug gestanden. Ein Wort und — es wäre anders ausgefallen.“

„Der Hausherr hatte lange und sinnend mich angeblickt, als wir gerade bei Tisch saßen.“

„An wen erinnern Dich Veronikas Augen, Mathilde?“ sagte er und stützte den geistreichen Kopf, mich fortwährend anschauend, nachdenklich in die Hand.“

„Vom ersten Augenblick an die unglückliche Ruth — Deine Stiefmutter, verbesserte sie schnell, und wechselte dabei einen verständnisvollen, beinahe jochhaften Blick mit ihrem Gatten. Sie müssen wissen, liebes Kind, erklärte sie gütig mir zugewandt, daß mein Mann seine Stiefmutter sehr verehrte, ehe man ihn eines Tages mit der Nachricht überraschte, daß sie seine Mutter werden sollte. Ich glaube und behaupte immer, daß ihn das damals vom Hause getrieben.“

„Und weshalb nennen Sie sie die arme Ruth?“ rief ich mit dem schnell angeregten Interesse des Bachfisches, der in allen Geschichten den Anfang eines Romans sieht.“

„Ihr lächelndes Gesicht verbunkelte sich wieder. Die Unglückliche hat lange an Schwermut — die späteren Ereignisse lassen annehmen, an Tieffinn und zuletzt gar stillem Wahnsinn — gelitten; sie hat sich und ihr kleines Töchterchen, wahrscheinlich in einem Anfall von Lebensüberdruß, wie er solchen Kranken eigen zu sein pflegt, in den Wogen der ...“

„Ein leiser Aufschrei meines Pflegevaters unterbrach sie jäh; er hatte sich mit dem Messer, mit dem er Äpfel schälte, tief in den Finger geschnitten. Das Blut strömte auf den Teller, sein Gesicht war kreideweiß. — Seltsam bei dem sonst so abgehärteten Manne! Es gab eine kleine Revolution bei Tafel.“

„Sie müssen sich ihrer ja auch noch erinnern können, Herr Kapitän, Sie standen, wenn ich nicht irre, mit meinem Schwiegervater bereits in Geschäftsverbindung. Eine wunderhübsche Frau, wissen Sie noch? Professor K. in Berlin hat sie mehrfach zum Modell einer Nabel am Brunnen von ihren Eltern abgebetelt, eine Nabel, die die Kunstkenner beinahe von Sinnen brachte vor Entzücken, seidenweich herabflutende dunkle Locken, lilienweiß und zart, mit Augen so mächtig groß, so wunderbar umzeichnet und von so ungewöhnlicher Farbe, von blau in schwarz variierend, wie sie unsere kleine Freundin hier hat, nur ohne deren strahlende Glut. Jene Augen hatten den schwermütigen Zauber des Orients, Augen der Gazelle und sanft wie die der Taube. Können Sie sich nicht darauf besinnen, Kapitän?“

„Frau Mathilde badete den verletzten Finger, während sie so hinplauderte. — Hatte sie ihm nun besonders wehe gethan, da sie jetzt den Leinwandstreifen darum wickelte — war es das Arme, arme Frau — unglückseliger Greis — frühgebrochene Menschenblüte, das die Hausfrau wehmütig vor sich hinstarrte, welches ihm den Laut entlockte? Er ächzte leise auf und sein Blick schweifte umher zu mir hinüber. Wenn eine so verhärtete Seele überhaupt Gewissensbisse quälen könnten, möchte ich glauben, die bleichen Schatten gestalten der Verstorbenen wären anklagend an ihm vorübergeschwebt; ich glaube sogar, er hat damals einen Augenblick geschwankt, ob es nicht noch Zeit sei, an mir wieder gut zu machen. Egoistische Rücksichten müssen über diese bessere Regung schnell gesiegt haben.“

„Komm, ich will Dir ihr Bild zeigen,“ hatte Raphael gejagt und mich mit sich fort in das andere Zimmer gezogen. Ehe seine Hand noch den schwarzen Trauerflor von dem lebensgroßen Porträt entfernt, stand mein Feind schon neben uns, finstern, fürchterliche Drohung in dem aschbleichen Gesicht. Ein Laut! — ein Wort! konnte er mir nur zuraunen, — aber es war genug. — Ich wußte, daß mir dann ewige Trennung von Raphael bevorstand, und ich habe dann ewig geschwiegen, geschwiegen über alles, und bin aus feiger, erbärmlicher Furcht ein Werkzeug in seinen

Händen geworden. Der Hler fiel von dem prachtvollen Rahmen herab und in bräunlichem Schmutz, orientalische Perlschnüre auf dem schimmernden Nacken, lächelte mich in holdseliger Rindlichkeit die Fee meiner Kinderträume mit süßen Lippen an, deren Bild in meiner Erinnerung dann stets mit dem meiner armen Mutter, als bleicher, abgehämter Dukerin, zusammenran, bis ich eins nicht mehr von dem andern zu trennen vermochte.

„Ich glaube, ich habe ihm Gehorsam geleistet und seinen Ton von mir gegeben, aber kaum aus Furcht in diesem Augenblick; ich hätte es auch nicht vermocht, wenn seine fürchterlichen Augen nicht drohend auf mir geruht, denn still und versteinert starrte ich das Wirklichkeit gewordene Bild meines Märchenraumes an. Ein Wort in diesem Augenblick! — ein Wort von meinen oder seinen Lippen! Das Wort blieb ungesprochen und ich ging mit ihm heim. Und noch in trübem Brüten versunken saß ich am Küchenherd, auf dem der Wind, der heulend durch den Schlot fuhr, die Flamme jäh emporjagte, ich stierte in die Kohlen- glut, bis mir die Thränen in die Augen stiegen, als sich im Nebenzimmer ein Zanf zwischen dem lahmen Jakob und meinem Pflegerater erhob. Uneinigkeiten hatte es schon viele zwischen ihnen gegeben, sie hatten sich aber scheinbar immer wieder ausgeöhnt, wenn auch die Falschheit in Jakobs widerwärtigem Gesicht, die Tücke in den Augen des Kapitän nicht viel Gutes versprochen. Heute wuchs das Gezänk zum fürchterlichen Lärm, ohne daß man aber ein Wort der Erregten klar verstehen konnte. Thüren wurden alsdann zugeschmettert, schwere Schritte verhallten außen, im heftigen Wortwechsel entfernten sich die Streitenden vom Hause.

„Der Kapitän kehrte nach einer halben Stunde allein zurück, als ich eben im Begriff war, die Ruhe zu suchen. Die alte taube Magd schlief längst und die Dorf Kirchenuhr verkündete eben die zwölfte Stunde.

„Er sah zum Erschrecken aus, als habe er einen Geist gesehen, seine Zähne schlugen zusammen und es überließ ihn schauernd wie im Fieberfrost. Er goß sich einige große Gläser Rum hinunter, stierte mich wie geistesabwesend an, dann murmelte er mechanisch etwas von einer ver- teufelt schlechten Nacht. Plötzlich schien er aufzuwachen.

„Du noch auf? Kommt mir gerade recht. Der Jakob — er schien an dem Namen zu würgen und sah zu Boden dabei — ist mir eben davongelaufen. — Verdammter Kerl, war total betrunken! — Brauche Hilfe. — Hast starke Arme — verstehst zu rudern wie ein Mann. Hast den Mut, bei dem Wetter aufs Meer mit hinaus zu gehen, oder warst Du nur ein Prahlhans mit Deiner gerühmten Courage, he?“

„Das hieß den Dämon in mir herausfordern. Ich lachte kecklich und rühmte mich stolz, daß es kein Wetter gäbe, das mir Furcht mache, und je toller der Kampf, um so lieber sollt's mir sein. Er hatte den Dreimaster schon aufgestülpt und eine dicke Seemannsjacke übergezogen und reichte mir einen nagelneuen, kompletten ähnlichen Anzug aus seinem Kleiderschrank. Und ich eitles, keckes Ding be- griff noch immer nicht, daß das alles längst vorbereitete Sache war, und ging in die Halle, die man mir durch schein- bare Verhöhnung dessen stellte, was ein Weib besonders ziert. Nachher freilich brachten mich nur noch Drohungen, mich von allen loszureißen, die meinem Herzen teuer waren, zum Gehorsam und Stillschweigen.

„Da diese und noch viele gleiche Nächte ohne Störungen verfloßen, so lassen Sie mich über meine erste Expedition und ähnliche ohne detailirte Schilderung dahingehen und zu jener schreiten, die verhängnisvoll für uns werden sollte.

„Es war wieder eine raube Herbstnacht, der Mond blickte nur dann und wann trübe aus zerrissenem, schwerem Gewölk hervor.

„Vom französischen Kutter, der die Anker vielleicht eine Seemeile weiter ausgeworfen, hatten wir die signalisirte Schmuggelware bereits in Empfang genommen. Wir ruderten landwärts, der Kapitän und ich, die ich mit fin- sterer Entschlossenheit arbeitete, um das Werk, zu dem man, gegen meine bessere Ueberzeugung, mich gepreßt, vergeßen zu können. Alle Sophismen meines Pflegeraters, der seine Beschäftigung nur als eine dem Staat durch List ab- getrochte Wiedererlangung des Eigentums des Volkes hin- stellen wollte, hatten mich gegen das Verdammenswerte unserer Handlungsweise nicht blind machen können. Durch Drohungen des Todes hätte er mich nicht zwingen können, er versuchte sie auch nie, er hatte ja wirksamere gegen mich in Händen.

„Die Wogen schleuderten unser Fahrzeug bald auf schäumenden Kaminen hoch, bald nieder, bald vor-, bald rückwärts. Wir arbeiteten mit allen Kräften gegen den konträren Wind an, der uns immer wieder rückwärts trieb. Zu der Strecke, die wir bei günstiger Witterung in einer Viertelstunde zurückgelegt, brauchten wir jetzt bereits über eine Stunde, und noch immer trieben wir der Küste fern. Die Spritzwellen hatten mich bereits bis auf die Haut durchnäßt; der Kapitän hatte sich eben niedergebückt, um mit der Wachstuchdecke die kostbaren Waren noch sicherer zu bedecken. Ich zog die Ruder einen Augenblick ein, um auszuruhen, und ließ unsor Boot ungehindert auf und nieder- tanzen.

„Hörst Du nichts, Broni?“ sagte mein Stiefvater, indem er den Kopf erschreckt emporhob und in die Nacht hinauslachte — ein mißsames Geschäft, da die Brandung fast jedes andere Geräusch überstosste. — Doch, hoch! — ist

das nicht der Ton wie von taftmäßig ins Wasser getauchten Ruder schlägen? Es mußten ihrer viele sein, die sie mit geübtem Arme handhabten. Eine schlimme Ahnung kam uns. — Dem Fischfang war solches Wetter ungünstig und zu einer Spazierfahrt noch ungeeignet. — Es konnten nur unsere Feinde sein. Nun gab's ohne Zweifel einen Kampf um Tod und Leben.

(Schluß folgt.)

Die „Armenversorgungsanstalt am Alserbad“ in Wien.

(Bild S. 388.)

Das Armenwesen bildet in der österreichischen Kaiserstadt den Gegenstand besonderer Beachtung seitens des Staates und der Kommune, welche geradegu großartige Institutionen zur Linderung des unverhuldeten Elends ins Leben gerufen haben. Von den bezüglichen staatlichen Anstalten zur Versorgung von Zivil- und Militärpersonen ganz abgesehen, unterhält die Stadt Wien allein vier große Armenversorgungsanstalten, das Bürgerversorgungshaus, in welches nur nach Wien Zuständige aufgenommen werden, eine ähnliche Anstalt in Pöbbs für Sieche und Geistesranke, eine dritte in Rauerbach für Pfändner mit bemakeltem Vorleben und schließlich die Armenversorgungsanstalt am Alserbad, welche das größte dieser Armenhäuser bildet und deren Anlage und Organi- sation großartig sind. Die musterartige Einrichtung verdient wohl auch im Auslande bekannt zu werden.

Die Anstalt umfaßt zwei große Gebäude, von welchen das eine im Jahre 1847, das andere im Jahre 1866 vollendet wurde. Die imposante Front des letzteren, welches der Straße (Epitals- gasse im Wiener IX. Bezirke) zugewandt ist, zeigen wir unseren Lesern auch im Bilde. Die beiden Bauten kamen seinerzeit auf 1,688,000 Gulden zu stehen und stehen auf einem Terrain von 9750 Quadratmeter, die Höfe und Gärten, welche zu der Anstalt gehören, bilden eine Grundfläche von 41,000 Quadratmeter. Die Anstalt hat einen Belegraum für 600 Männer und 1080 Frauen, demnach zusammen für 1680 Personen. Gegenwärtig sind in der- selben 552 Männer und 1026 Frauen untergebracht, von welchen beiläufig ein Drittel nach Wien zuständig ist. Die Erhaltung der Anstalt erforderte im Jahre 1882 eine Summe von 209,737 Gulden, die Verpflegungskosten per Tag und Kopf stellten sich in diesem wie in den vorangehenden Jahren auf 53 Kreuzer. Außer dem Verwalter und den ihm unterstehenden Beamten widmen vier Ärzte und ein Seelsorger derselben ihre Dienste. Die Erhaltung der Anstalt erfolgt aus dem allgemeinen städtischen Versorgungsfonds und zahlreichen wohlthätigen Stiftungen, die mit spezieller Ver- sichtigung dieses Armenhauses gegründet wurden.

In die Versorgungsanstalt am Alserbad werden verarmte und gänzlich oder beinahe gänzlich arbeitsunfähig gewordene Agenten, Handelskommis, Gewerksleute, Hilfsarbeiter für Gewerbe, Hand- arbeiterinnen, Dienstleute und Tagelöhner aufgenommen, das Gros der Pfändner rekrutirt sich indessen aus Gewerksleuten und gewerb- lichen Arbeitern. Die Pfändner sind, abweichend von dem eng- lischen System, zur Arbeit nicht verpflichtet, abgesehen natürlich von den Dienstleistungen, welche die Anstalt selbst erfordert und zu welchen keine besondere Diensthaft gehalten werden kann. Kleider, Wäsche, Schuhwerk und so weiter werden in der Anstalt selbst verfertigt, die große Werkstätten eingerichtet hat, aus welchen so- gar die übrigen städtischen Armenhäuser mit den entsprechenden Erzeugnissen versorgt werden können. Jene Pfändner, welche sich in diesen Werkstätten beschäftigen wollen, erhalten für ihre Arbeit eine besondere Entlohnung. Die Inwohner der Anstalt haben hier Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Kleider und Wäsche und erhalten außerdem täglich per Kopf 26 Kreuzer, die zu ihrer Verköstigung dienen. Zu Zwecken derselben befinden sich im Gebäude selbst zwei Traiteure, deren Speisen- und Getränkepreise jedoch unter Kontrolle der Verwaltung stehen; die Pfändner sind nicht verpflichtet, bei diesen Traiteuren sich zu verköstigen. Was die Lebensweise der Pfändner anbelangt, so ist denselben ein großes Maß von Frei- heit gewährt. Sie können nicht nur die schattigen Gärten zu ihren Spaziergängen benutzen, sondern dürfen im Sommer den Nach- mittag, einmal in der Woche auch den ganzen Tag, außerhalb der Anstalt verbringen. Die Hausordnung verlangt nur, daß sie um neun Uhr abends zur Stelle seien. In der Hauskirche wird täglich eine Messe gelesen, an Sonn- und Feiertagen ist mit der Messe auch eine Predigt verbunden und wird ein Nach- mittagsgottesdienst abgehalten. Die Hausordnung, welche den Pfändnern keine drückenden Fesseln auferlegt, wird streng gehand- habt, was im Interesse der Anstalt unerlässlich ist, doch ist be- merkenswert, daß Disziplinarstrafen — Verbot des Ausganges, im schlimmsten Falle Verweisung nach einer andern Anstalt — selten vorkommen und jedenfalls einen verschwindenden Prozentsatz bilden. Dieses Versorgungshaus bildet eine Humanitätsanstalt im größten und edelsten Stil und kann allen ähnlichen Instituten in den großen Hauptstädten unseres Weltteils würdig zur Seite stehen.

Den Weg verloren.

(Bild S. 382.)

Sie waren nach dem Städtchen gefahren, der Herr Magister und die Jungfer Hanne, mit dem leichten Wägelchen und dem Braunen, denn mit letzterem konnte man den etwas kurzfristigen Herrn Magister schon ziehen lassen, der sand den Hin- und Her- weg allein. „Aber nicht zu lange ausbleiben,“ hatte die Köchin nachgerufen, „denn um acht Uhr soll servirt werden und der Gang- braten will seine Zeit!“ — „Sei Sie unbesorgt,“ war des Ma- gisters Antwort gewesen, „bis drei Uhr sind wir wieder zurück; während ich den kurzen Besuch beim Ratschreiber mache, kann Jungfer Hanne ihre Einkäufe besorgt haben.“ Und dann waren sie hineingefahren in den frischen, glühenden Märzorgen und der Braune hatte sie richtig durch die Gutsmahlung und über die hartgefrorene Chaussee ins kleine Städtchen gebracht und vor des Kronenwirts Hofthor. Dort wurde eingestellt und ein jedes ging seinen Geschäften nach — der Herr Magister zum Herrn Rats- schreiber, dem Rechtskonsulenten des Freiherrn, und Jungfer Hanne zu der Gesäßlerin, dem Gemüthweib und in die Apotheke zu dem blonden Provisor. Und da der Herr Ratschreiber gefunden, daß sich quastionirliche Angelegenheit auch bei einem Glase von des

Kronenwirts trefflichem Altem besprechen ließe und der Herr Ma- gister diese Meinung fürtrefflich fand, so saßen die beiden bald in der kleinen Herrenstube der Krone und ließen sich's schmecken, stimmte doch alles so prächtig zusammen: der alte Wein und das junge Schenkemädchen, der herrliche Tag und das trauliche Gespräch. „Wo nur die Jungfer Hanne bleibt?“ sagte der Herr Magister endlich und schaute nach der Wanduhr, aber „Kronenwirt, noch eine Flasche von dem!“ meinte der Herr Ratschreiber; „konnst ja schneller fahren im Heimweg.“ — Und die Hanne? Die steckte richtig noch in der Apotheke und plauderte mit dem hübschen Provisor, aber davon, was die beiden mit einander sprachen, stand nichts auf dem langen Zettel, den die Gnädige ihr mitgegeben. „Um Gottes willen, da schlägt's schon drei Uhr!“ rief sie erschreckt; noch einen Händedruck, noch einen — „Ach Gott, wenn es jemand sähe!“ und husch war sie mit all ihrem Proviant zur Thür hinaus und sog die Treppe hinauf in die Schenkstube des Kronen- wirts. „Na, na, Jungfer Hanne!“ sagte der Herr Magister, aber er schien momentan nicht viel aufs Sprechen zu geben, verab- schiedete sich und fort ging's. Die Hanne sah mit glücklichem Gesicht im Wagen, daneben der Herr Magister mit verschobener Ähnel und kleinen, zinkernden Augenlein, nur dem Braunen schien es weniger gut gegangen zu sein, denn er ließ melancholisch den Kopf hängen und da war sicher des knauerigen Hausknechts schim- meliger Hauch schuld. Und wieder fuhr sie durch den Wald, die Hanne immer still vor sich hinstellend, der Herr Magister leise nickend und der Braune — ja, der stand mit einemmal still und wollte nicht weiter. Und wie die beiden darob auffuhren und um sich schauten, war's schon recht ordentlich dunkel um sie her und der Weg, auf dem sie hielten, kam ihnen so fremd vor. „Herr Gott, Jungfer Hanne,“ sagte der nüchtern gewordene Magister und zog seine Zwiebel heraus mit dem dicken Besäße, „s ist halber fünf und da sitzen wir mitten im Wald und zu Hause warten reichsfreiherrliche Gnaden auf mich!“ — „Und auf mich die Köchin!“ schluchzte Hanne. „O Gott, o Gott!“

„Ja, ja,“ sagte der alte Freiherr, als der Herr Magister, die Hanne und der Braune um halb acht Uhr ihren Einzug hielten und der Herr Magister was von verlorenem Weg stammelte, „ihr habt wohl alle drei was verloren: der eine den Kopf, die andere das Herz und der dritte den Weg — ich denke, wir lassen's nächst- mal besser den Johann fahren!“

Corfgruben als Fischteiche.

Wie leicht und mit welchen geringen Kosten Fischteiche anzu- legen sind und wie lohnend die Befischung derselben mit jungen Fischen ist, hat der Besitzer von Fischhof bei Stettin bewiesen, dem kein 1/2 Morgen umfassender Teich nicht allein für seinen großen Haushalt den Fischbedarf, sondern auch noch eine bare Einnahme gewährt. Vor etwa zwölf Jahren fing er an, aus einer wenig ertragfähigen Bodenschicht Torf zu stechen, der auf einer Unter- lage von Moorfall ruhte. Auch diesen vermehrte er, und da ihm der Andrang von Quellwasser zu groß wurde, nahm er mit einer Torfhebemaschine den Torf und den Kalk vollständig her- aus. Gleich im ersten Jahr wurde die ausgebeutete Torfgrube mit einjährigen Hechten, Barschen, Schleien und Karauschen belegt, diese in den ersten fünf Jahren gefischt, und seit sieben Jahren fängt er Fische, die völlig ausgewachsen und besonders fett sind. So hat er vor vier Jahren neben anderen Fischen mit dem Speer einen sehr fetten, 9 1/2 Pfund schweren Hecht gefangen, gewiß vom ersten Einlaß, welcher zeigt, daß er jährlich etwa 1 Pfund an Gewicht zugenommen hat. Die Ufer sollen steil zum Grund ab und das Wasser strömt aus dem nahen, wassergründigen Riesen- wald unterirdisch zu. Durch einen Aderentwässerungsgraben fließt das Wasser ab; Fische können aber nicht herausgehen, da das ab- fließende Wasser die hierzu hinreichende Tiefe nicht hat. Gefästert werden die Fische nicht, sie finden ihre Nahrung in dem herren- sickernden Wasser und an den Wänden des Teichs, an den am Ufer wachsenden und auf dem Wasser lagernden Pflanzen. Einer Ueberfüllung beugen die Hechte und Barsche vor. So könnte jede ausgebeutete Torfgrube, wenn sie nur Wasser hat, als Fisch- teich benützt werden und würde als solcher ohne Zweifel ganz an- sehnlichen Ertrag abwerfen.

Ein afrikanischer Riesenschmetterling.

Papilio Antimachus, Drury.

(Bild S. 382.)

In einer Zeit, worin die Aufmerksamkeit aller Kreise sich immer mehr dem „dunklen Erdteil“ zuwendet, dürfte es auch solchen, für welche die Insektenkunde nicht gerade ein Feld ihres Studiums oder ihrer Liebhaberei bildet, interessant sein, zu er- fahren, daß Afrika die Heimat des merkwürdigsten und größten Tagfalterlings der Welt ist. Entdeckt wurde Antimachus be- reits im Jahre 1775 von dem Engländer Smeathman in einem einzelnen Exemplar in der Sierra Leone und an den bekannten Naturforscher Drury nach London gesandt, der das Insekt zuerst in seinen „Illustrations of exotic entomology“ 1782 beschrieb und zur Abbildung brachte. 1873, also fast hundert Jahre später, kam nach Europa das zweite Exemplar, das in Old Kalabar von Wih Diboll, einer zur Mission in Creek Town gehörigen Dame, gefangen wurde und sich jetzt in der Sammlung von Christophus Ward in Halifax befindet. Das Wiederauffinden des fast ver- schollen geglaubten Schmetterlings ließ nun dem bedeutenden englischen Lepidopterologen W. C. Hewitson keine Ruhe mehr, das merkwürdige Insekt auch für seine große Sammlung (jetzt im British Museum) zu erlangen, und schickte er eigens zu diesem Zweck einen Sammler nach Westafrika. Diesem versprach Hewitson, wie er damals an seinen entomologischen Freund Baron Dr. C. von Felder, den früheren Oberbürgermeister von Wien, schrieb, für den ersten Antimachus 200 Pfund Sterling, und wurden denn auch glücklich zwei Exemplare erbeutet. Ende 1880 unternahm der Eng- länder D. Greig Rutherford, der auf seinen dreimaligen Reisen nach Westafrika vergeblich nach dem Riesen gefahndet und ihn nicht ein- mal zu Gesicht bekommen hatte, eine vierte Reise dahin und hatte nun endlich das Glück, zwei Stück nach London schicken zu können, wovon ein sehr beschädigtes auf der Exotic Butterflies Auction bei J. C. Stevens in London um den Preis von 5 Pfd. Sterl. 5 Sch. verkauft wurde. Rutherford erlag aber schon im März

1881 dem Fieber, ebenso wie zwei Jahre vorher in Lagos der deutsche Sammler Kröffe, ein Berliner, den auch hauptsächlich der Gedanke, das wertvolle Insekt zu erlangen, zur Reise nach der afrikanischen Westküste bestimmt hatte. In den letzten Jahren gelang es besonders den schwedischen Missionaren in Gabun, den Schmetterling in einigen Exemplaren wieder zu erbeuten, so daß diese „entomologische Celebrität“ jetzt schon in mehreren bedeutenden Sammlungen vertreten ist. Antimachus befindet sich namentlich in den großen englischen Sammlungen, in Amerika in der von Herrn. Strecker in Reading (Pennsylvania), in Deutschland in der von Dr. C. Staudinger in Blasewitz-Dresden, Herrn. Ribbe in Dresden, Postmeister Thalenhofst in Bergedorf, in der meiningen und seit einiger Zeit auch im entomologischen Museum in Berlin. Der Preis ist aber noch immer ein sehr hoher, schwankt zwischen 200 bis 250 Mark und wird sich auch voraussichtlich kaum wesentlich ändern, da der Fang zu schwierig ist. Smeathmann schrieb schon damals darüber an Drury: „Man sieht diesen Schmetterling nur zur Mittagszeit, wenn jede Anstrengung unter dem direkten Einflusse einer senkrecht stehenden Sonne dem Europäer eine Qual ist. Sein Flug ist auch bemerkenswert wegen seiner Schnelligkeit, und um die Schwierigkeit des Fangens noch zu erhöhen, hält sich das Insekt nur an den oberen Ästen der Bäume auf, schießt wie ein Pfeil von einem Zweig zum andern und kommt dem Erdboden nie näher als in Höhe von acht Fuß. In demselben Augenblick, wo er sich setzt, dreht er seinen Kopf der Waldlichtung oder dem Platte zu und gestattet bis zu einer erheblichen Entfernung niemand, sich ihm zu nähern; bei der leisesten Bewegung schießt er wieder davon. Wenn der Naturforscher aber seine Geduld übt, wird der Schmetterling zuletzt vertraulicher und sorgloser und ist dann zu fangen auf dem besondern Zweige, zu welchem er mehr als zu anderen hingezogen wird.“ Alle späteren Berichte über dessen Fang stimmen genau mit diesem überein. In dem Briefe, worin Rogers,

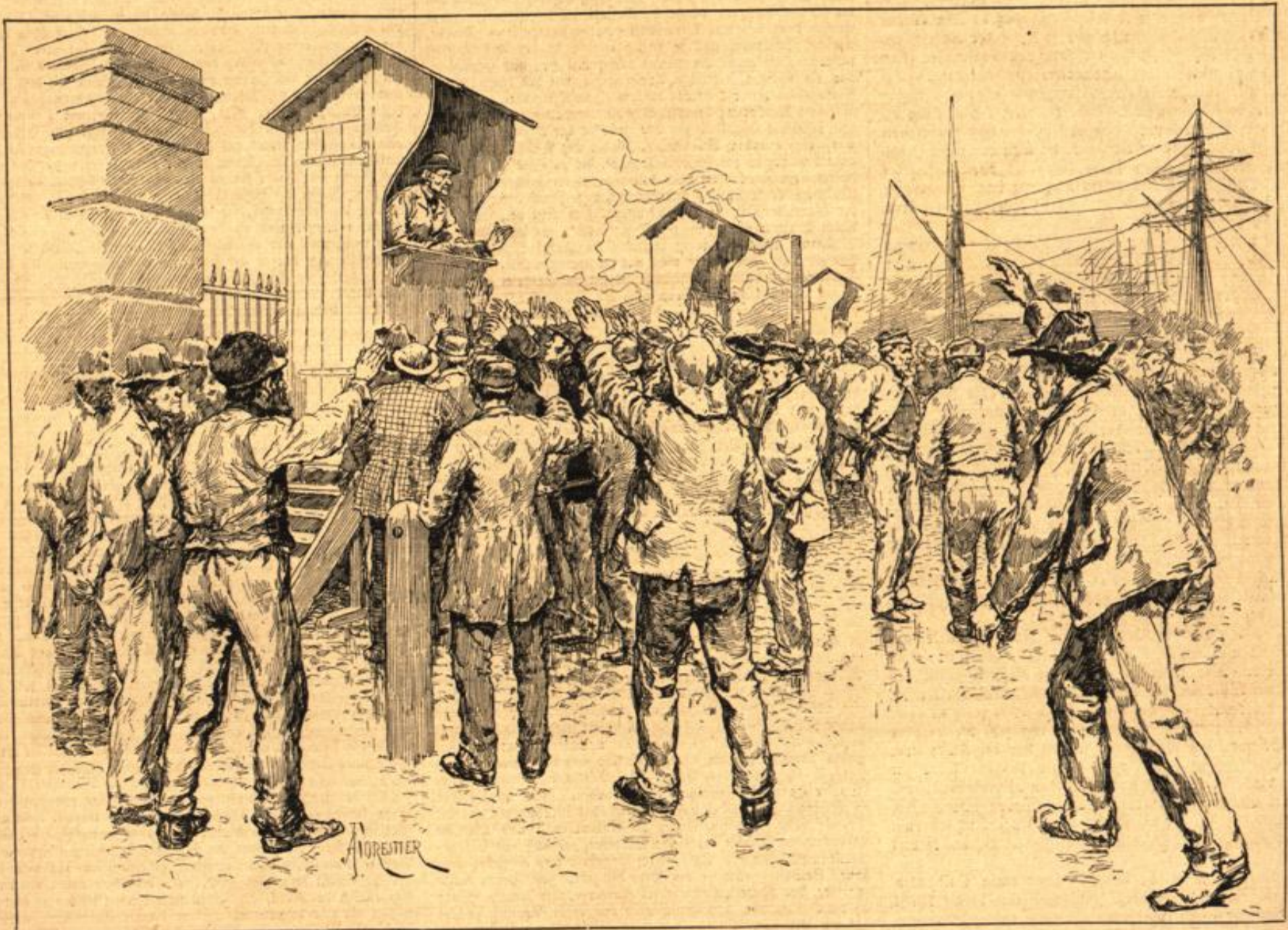


Ein afrikanischer Riesenschmetterling (Papilio Antimachus). (S. 391.)

der Sammler von Hewitson, diesem die glückliche Erbeutung des ersten Antimachus von Fernando Po aus mitteilte, spiegelt sich die ganze Aufregung des eifrigen und endlich siegreichen Naturforschers wider, wenn er schreibt, wie er, nachdem er das ersehnte Rieseninsekt endlich, aber in unerreichbarer Höhe entdeckt, am andern Tage nach ganz erregter schlafloser Nacht früh schon in strömendem Regen wieder zur Stelle war und den sehr hohen Baum umschlich; dann sei, als die Sonne durch die Wolken gebrochen, der Falter plötzlich hoch in den Zweigen wieder sichtbar geworden, unerwartet aber ein neuer heftiger Regen gefallen, der ihn heruntergetrieben. „Ich fing Antimachus,“ schreibt Rogers seinen Bericht, „mit dem ersten Schläge meines Netzes, fühlte mich dann aber so aufgeregt, daß ich kaum wußte, was ich that, und als ich das kostbare Wild glücklich in der Schachtel hatte, schrieb ich beinahe vor Entzücken.“

Das Weibchen von Antimachus ist bisher noch ganz unbekannt und dürfte es um so mehr noch länger bleiben, da überhaupt die von so manchen anderen, sogar häufigeren Arten entweber selten oder noch nie gefunden worden sind. Es liegt dies daran, daß die Weibchen vieler Schmetterlingsarten sich meist hoch auf den Bäumen verborgen aufhalten, auch niemals oder nur äußerst selten auf Röder gehen, die vielfach zum Fang von Insekten benützt werden.

Was den Antimachus so besonders merkwürdig macht, ist die ungewöhnlich große Ausspannung seiner seltsam geformten Flügel, die 21 bis 24 Centimeter beträgt, so daß er darin auch die größten Weibchen des bekannten Ornithoptera Priamus, L. von Amboina und Ceram übertrifft. Die Grundfarbe seiner Oberseite ist rostbraun, die der Unterseite ocker-gelb. Vergewöhnlich man sich nach der sehr naturgetreuen Abbildung diesen Riesenfalter mit seinen mächtigen und doch so schlanken Flügeln, so kann man sich vorstellen, welche Flugkraft derselbe in keinem sonnigen Elemente zu entwickeln fähig ist. **Eduard G. Honratz.**



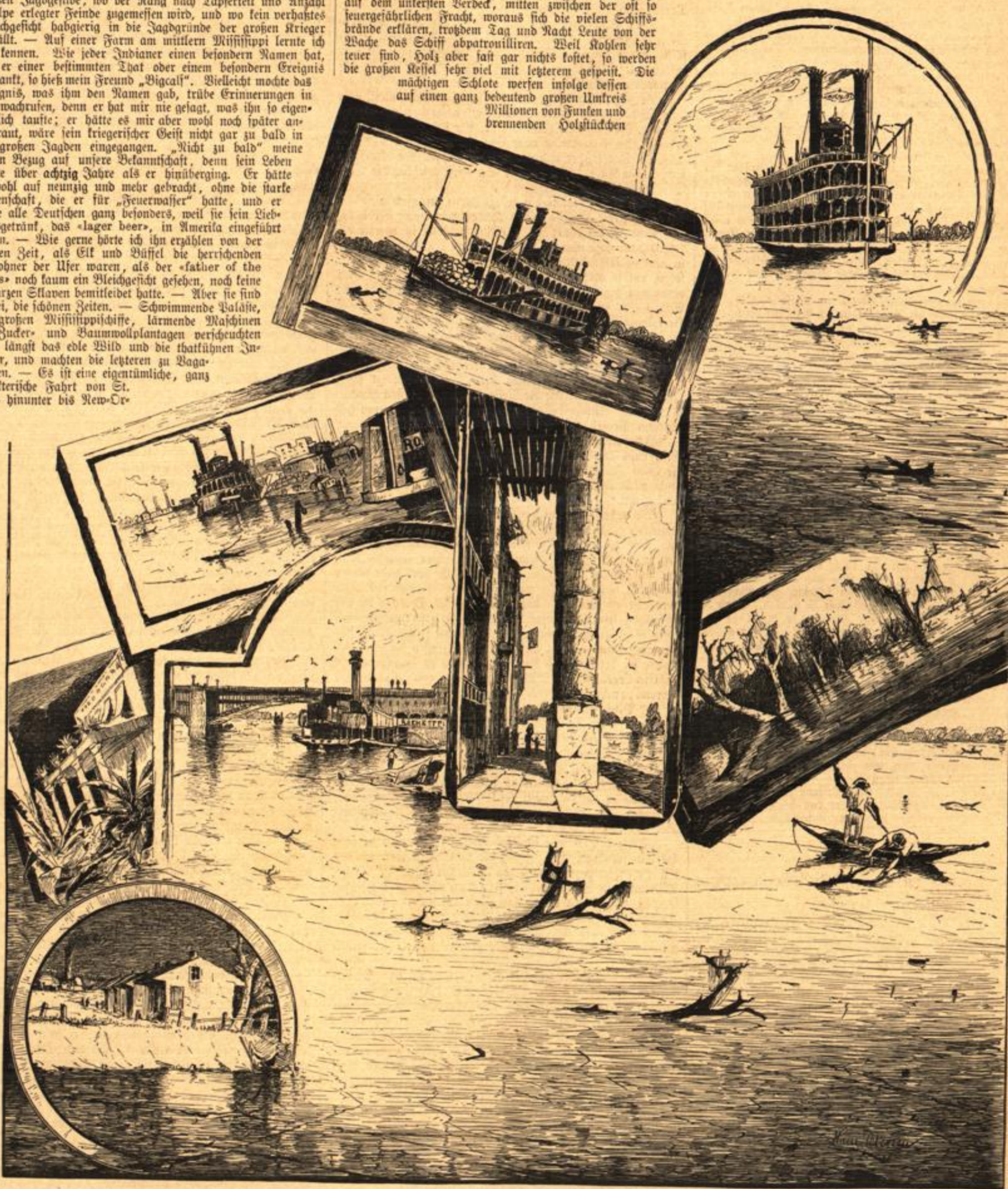
Arbeiterannahme auf den Westindiabock in London. (S. 394.)

# Am Mississippi. Illustrierte Plauderei von Hans Petersen.

Wenn man den Begriff über Freundschaft nicht zu weit ausdehnt, wenn man unter Freundschaft nur große persönliche Anhänglichkeit ohne weitere Geistesinhalte versteht, dann war Bigal, der vor fünfzig Jahren und mehr einer der tapfersten seines Stammes gewesen, gewiss einer meiner allerbesten Freunde. Sein Geist ging vor kurzer Zeit hinüber in die großen Jagdgebiete, wo der Rang nach Tapferkeit und Anzahl der erlegten Feinde gemessen wird, und wo kein verhasstes Viehgeschick habgierig in die Jagdgründe der großen Krieger einfällt. — Auf einer Farm am mittlern Mississippi lernte ich ihn kennen. Wie jeder Indianer einen besondern Namen hat, den er einer bestimmten That oder einem besondern Ereignis verdankt, so hieß mein Freund „Bigal“. Vielleicht mochte das Ereignis, was ihm den Namen gab, trübe Erinnerungen in ihm wachrufen, denn er hat mir nie gesagt, was ihn so eigentümlich taufte; er hätte es mir aber wohl später anvertraut, wäre sein kriegerischer Geist nicht gar zu bald in die großen Jagden eingegangen. „Nicht zu bald“ meine ich in Bezug auf unsere Bekanntschaft, denn sein Leben zählte über achtzig Jahre als er hinüberging. Er hätte es wohl auf neunzig und mehr gebracht, ohne die starke Leidenschaft, die er für „Feuerwasser“ hatte, und er liebte alle Deutschen ganz besonders, weil sie sein Lieblingsgetränk, das „lager beer“, in Amerika eingeführt hatten. — Wie gerne hörte ich ihn erzählen von der schönen Zeit, als Elk und Büffel die herrschenden Bewohner der Ufer waren, als der „father of the rivers“ noch kaum ein Viehgeschick gesehen, noch keine schwarzen Sklaven bemitleidet hatte. — Aber sie sind vorbei, die schönen Zeiten. — Schwimmende Paläste, die großen Mississippi-Schiffe, lärmende Maschinen der Zucker- und Baumwollplantagen verdrängen schon längst das edle Wild und die thatfähigen Indianer, und machen die letzteren zu Vagabunden. — Es ist eine eigentümliche, ganz charakteristische Fahrt von St. Louis hinunter bis New-Or-

leans. Schwer beladen verläßt das Schiff St. Louis, so schwer, daß das gelbe Wasser oftmals das unterste Deck befüllt. Die Bezeichnung „Schwimmende Paläste“ stammt von den Mississippi-Fahrzeugen her, und diese Bezeichnung ist durchaus richtig. Oft drei Etagen hoch, machen sie einen ganz außerordentlich imposanten Eindruck, und der obere große Salon läßt an Eleganz nichts zu wünschen übrig. Die Maschinen stehen offen auf dem untersten Verdeck, mitten zwischen der oft so feuergefährlichen Fracht, woraus sich die vielen Schiffsbrände erklären, trotzdem Tag und Nacht Leute von der Wache das Schiff abpatrouilliren. Weil Kohlen sehr teuer sind, Holz aber fast gar nichts kostet, so werden die großen Kessel sehr viel mit letzterem gespeist. Die mächtigen Schloten werfen infolge dessen auf einen ganz bedeutend großen Umkreis Millionen von Funken und brennenden Holzstücken

aus, die ebenfalls eine große Feuergefahr bedingen. — Riesenhafte Kienfeuer werden nachts unterhalten, die in mächtigen Drahtkörben an langen Stangen dem Schiff weit vorausgestreckt sind und die nahe Wasseroberfläche dann phantastisch beleuchten. Während der Fahrt liegt gewöhnlich die ganze Schiffsmannschaft, die durchweg aus Negern besteht, halbnackt hingestreckt im



Verdeck dieses Feuers und bietet ein unvergleichlich schönes Bild, — die glatten schwarzen Gestalten, daliegend in dem brandigen, scharfen, schwärzlichen und doch düstern Licht. — Einige liegen im Kreis herum, glatt auf dem Pauche hingestreckt, und spielen Karten, die aus dünnen Holzplättchen verfertigt sind und auf die man Schlangen und allerlei Ungetüm gemalt hat; andere liegen träg auf dem Rücken, sehen in die schöne Nacht hinein und singen träumend schwermütige Niggerweisen, die ihre Voreltern vielleicht aus dem Heimatlande mitgebracht. — Schwer, langsam geht es so den Fluß hinunter und langsam

nur dreht sich das mächtige Rad und läßt nachts bei Mondschein breite, goldig glitzernde Streifen zurück, soweit das Auge reichen kann. Langsam auch, in großen Pausen, hauchen die Riesenschlote den Dampf und Rauch mit mächtigem Atem aus. Es wird gewöhnlich drei bis viermal täglich gelandet, bei kleinen Städten oder einzelnen großen Plantagen, wo dann Zucker und Baumwolle eingenommen, Mehl- und Fleischtonnen abgegeben werden. — Kleine Besitzungen trifft man am untern Mississippi sehr wenig, fast nur große Plantagen und von ungeheurem Wert, trotz der großen Entwertung derselben durch

Aufhebung der Sklaverei. Früher waren diese großen Besitzungen an Wert mit Fürstentümern zu vergleichen. Stolz, vornehm liegt gewöhnlich das Herrenhaus unter schattigen Bäumen und Tropengewächsen, die Front nach dem Fluß gefehrt, während abseits dahinter lange Reihen ganz gleichmäßig gehauener Holzhäuser stehen, jedes für eine, auch wohl für zwei Niggerfamilien eingerichtet. Früher waren es stolze Herren, diese Plantagenbesitzer, ich meine zur Zeit der offiziellen Sklaverei, das Gefühl, absoluter Herrscher so vieler Menschenleben zu sein, machte viele zu Tyrannen und unheimlich im Verkehr,

aber das ist jetzt bedeutend anders geworden, obgleich man durch die elende Behandlung der arbeitenden Weissen und Schwarzen noch vielfach an die unglückliche Sklaveneit erinnert wird.

An den ganzen Uferstrichen hinunter ist das Klima ein so ungünstiges, daß für alle schweren Arbeiten nur Nigger gebraucht werden können. Für Auswanderung eignen sich diese Landstrecken also durchaus nicht; dazu ist der Lohn, außer in der Erntezeit, ein sehr schlechter und das Essen erinnert an die frühere Sklaveneit.

Die Nigger aber sind geduldig und genügsam. Immer trübes, schlammiges Wasser, Sumpf, verworrene Schling- und Wasserpflanzen, mächtige Stücke losgerissener Erde, durch faulende Baumstämme, Treibholz und Schwarzerpflanzungen zusammengehalten, das alles gibt zusammen ein Bild, welches den Mississippi so genau charakterisiert. Der Fluß hat oftmals eine ganz außerordentliche Breite und das Wasser an den Stellen dann nur wenig Bewegung. Lautlos, träge streift das Schiff durch das lehmige Wasser; schwerfällig erhebt sich dicht vor dem Bug ein Schwarm Pelikane, um gleich darauf wieder in dem Gewirr von Wäldern, Bäumen und Hängepflanzen zu verschwinden, begleitet von den Kugeln der auf dem Verdeck sitzenden Nimrods.

Kein Fluß der Welt hat so monotone Ufer, wie der Mississippi zwischen St. Louis und New-Orleans sie besitzt. In den Ufercenerien und der Vegetation ist auch nicht die geringste Abwechslung. Fläche Ufer, durch Dämme erhöht, verworrenen Urwald von nur mächtig starken Bäumen und undurchdringliche Sümpfe, das ist gleichmäßig dasselbe, was man während einer Reise von sechs bis sieben Tagen immerwährend vor Augen hat, und nur die Anlagen, die sich gewöhnlich um das Herrenhaus der Plantagen befinden, lassen in dem Nordländer die Ahnung der ganzen Pracht tropischer Vegetation und Naturschönheit aufgehen.

Die wenigen bedeutenden Städte am Mississippiufer, wie Kairo, Memphis, Natchez, sind auf kleinen Anhöhen erbaut; es ist wenig Sehenswertes in ihnen vorhanden und sie sind im Sommer die Brutstätten des gelben Fiebers.

Wenn Büssel und Ell auch vertrieben sind, so hat sich doch ein Tier zur echten Charakteristik des Mississippi erhalten, ich meine den Alligator.

Gleichgiltig gegen Geräusch und Gefahr, sieht man ihn träge in den swamps daliegen, gewöhnlich nur mit dem Kopf aus dem Sumpf hervorragend, oder man sieht ihn langsam am Ufer umhergeschwimmen und dann gewöhnlich nur mit der Schnauzspitze über Wasser. Auf einer gewöhnlichen Reise bekommt man immer nur kleine Exemplare zu Gesicht, die etwa zwischen fünf und sieben Fuß lang sind. Mütterlich haben sich die großen alten Tiere weit in die schwer zugänglichen swamps zurückgezogen und nur auf sehr anstrengenden Jagdpartien bekommt man sie zum Schuß.

Niemals greift ein Alligator auf dem Lande einen Menschen an; im Wasser aber schnappt er nach allem, was in seine Nähe kommt.

In den Sümpfen kann man ruhig bis auf einige Schritte an das Tier hinangehen; wird man auf einige Entfernung schon bemerkt, so fucht es entweder langsam das Wasser zu erreichen oder sich im Sumpf unsichtbar zu machen. Wird es uns aber erst auf wenige Schritte gewahr, so klappt es den roten Nachen weit auseinander und pfaucht uns durch die spitzen weißen Zähne an wie ein Tiger. Ein Schuß mitten in den aufgesperrten Nachen hinein tötet das Tier dann gewöhnlich auf der Stelle.

Kommt man abends, ermüdet und von Moskitos aufs Ärgste zerstoßen, nach einer kurzen, aber interessanten Jagd an Bord des Schiffes zurück, um im oberen Salon sitzend oder liegend auszuruhen, so hat man auch da des Interessanten genug. Es wird getrunken, gespielt, gefungen, musiziert, getanzt und gelacht in fröhlicher Lust; keine Amouren sieht man entstehen und vergehen, kurz man lebt mit der ganzen Lebhaftigkeit, die dem Süden eigen ist.

Und so geht es hinunter, New-Orleans entgegen, in Lust und im Gemüthen, unbefümmert um das häßliche Geseppel, was manchem von der fröhlichen Gesellschaft dort wohl erscheinen mag: — das gelbe Fieber.

## Arbeiterannahme auf den Westindiaocks in London.

(Bild S. 392.)

Unsere Leser sind ohne Zweifel durch die Tagesblätter bereits von den bedauerlichen Ausschreitungen, die im Westend Londons stattgefunden haben, unterrichtet. Man hat dieselben anfänglich als „Arbeiterunruhen“ bezeichnet, es hat sich jedoch längst herausgestellt, daß es der „Mob“, das niederste, skandalträchtigste Gesindel der Hauptstadt, war, der sich in die ursprünglich von der Arbeiterunion veranstaltete öffentliche Versammlung Arbeitsloser auf Trafalgar-Square hineingedrängt und, von einigen ebenfalls unberufenen kommunistischen Brandrednern bis zum Äußersten aufgehetzt, endlich seine halbtunkenen, verkommenen Horden raubend und plündernd durch die Straßen des Westends wälzte.

Die Arbeiterunion hatte, in vollkommen legaler Weise, nichts als eine Demonstration bezweckt, um zu Gunsten der zahlreichen verdienstlosen Genossen von Parlament und Behörden die Ausföhrung größerer, bereits projektierter Bauten zugesagt zu erhalten. Die Dringlichkeit dieses Gesuches und den Notstand der Petenten hat man denn auch aller Orten eingesehen; der für letztere zusammengeschlossene Fonds beläuft sich heute auf über 58,000 Pfund Sterling, woran sich die Königin mit 500, der Prinz von Wales mit 250 Pfund beteiligten.

Auf den Westindiaocks werden bereits größere Arbeiten in Angriff genommen und Leute angeworben; unser Bild zeigt uns das Hinzudrängen Arbeitsloser aller Stände. Interessant und originell sind die kleinen Häuschen, in welchen die Arbeitsbietenden stehen; eine Reihe derartiger „Kabinen“ mit den davorstehenden Arbeitergruppen bietet ein so eigenartiges Bild dar, wie unsere Illustration das zeigt; es sind oft seltsame Gestalten neben den Seerleuten von Profession, die sich hier werben lassen. Mancher der so eifrig sich anbietenden mag wohl einst bessere Tage gesehen haben und der schweren Handarbeit nicht gewohnt sein, aber ihn friert in der schlechten, dünnen Kleidung und der Hunger thut weh!

## Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Der Oberst wiegte sichtbar ärgerlich das Haupt, dieser Vorschlag gefiel ihm offenbar nicht.

„Dein Schwiegervater wird Dir doch nicht verbieten können, wieder zu heiraten!“ sagte er. „Es genügt jedenfalls, wenn Du ihm Deine Absicht schriftlich mitteilst und später mit Deiner jungen Frau dem Briefe folgst, die Diamanten kannst Du ihr ja dort schenken.“

„Verzeihe, Du kennst meinen Schwiegervater nicht, also muß ich das besser beurteilen können,“ entgegnete der Baron ernst. „Die Klugheit gebietet mir, ihn bei guter Laune zu erhalten, denn da meine erste Ehe kinderlos blieb.“

„Du hast früher anders gesprochen,“ fiel der alte Herr ihm in die Rede, „Du sagtest, Du seiest gefehlich der Erbe Deines Schwiegervaters.“

„Das mag ich immerhin gesagt haben, indessen wirst Du wissen, daß die Erbe keines Landes dem Vater verboten, sein Kind zu enterben; im günstigsten Falle ist es nur berechtigt, den sogenannten Pflichtanteil zu beanspruchen. Und in dem vorliegenden Falle bin ich doch nur der Schwiegervater, um so mehr muß ich auf meiner Hut sein und alles vermeiden, was den alten Herrn dauernd verstimmen könnte. Also bleibt es dabei, lieber Onkel, wir feiern heute das Verlobungsfest, und morgen reise ich ab, in zwei Monaten bin ich wieder hier, viel früher könnte ja doch nicht die Hochzeit stattfinden. Das Aufgebot muß vorher erfolgen, ebenso muß Hertha für ihre Garderobe Sorge tragen.“

„Das alles kann binnen drei Wochen erledigt sein! Aber wenn Du wirklich die Reise machen zu müssen glaubst, so will ich Dich nicht zurückhalten. Wie soll es nun mit unserem Prozeß gehalten werden?“

„Ich denke, der ist beendet!“ sagte der Baron, und sein Blick ruhte wieder lauernd auf dem Oberst, der sinnend in die Glut seiner Cigarre schaute. „Die Siegel können ja heute noch abgenommen werden, wenn Du Deinen Protest zurückzieht.“

„So rasch geht das nicht,“ erwiderte der Oberst kopfschüttelnd, „ich muß die Abnahme beim Gericht beantragen und ihm möglicherweise auch noch den Beweis vorlegen, daß wir uns gütlich geeinigt haben. Vor morgen kann das keinesfalls geschehen, und ich muß doch auch vorher wissen, in welcher Weise unsere Einigung erfolgen soll. Ich kann nur wiederholen, daß mein Bruder Theodor bei der Abfassung seines Testaments nicht mehr ganz zurechnungsfähig war; gefehlich würde mir die Hälfte seines Nachlasses zufallen, wenn er kein Testament hinterlassen hätte, somit glaube ich berechtigt zu sein, diese Hälfte zu beanspruchen.“

Ein verächtliches Lächeln umspielte die Lippen des Barons, er hatte sich von seinem Sitz erhoben, die Arme auf der Brust verschränkt, schritt er langsam auf und nieder.

„Von einer gefehlichen Berechtigung wollen wir gänzlich absehen,“ erwiderte er; „Deiner Behauptung, daß Onkel Theodor unzurechnungsfähig gewesen sei, stehen die Aussagen glaubwürdiger Zeugen entgegen, die von dieser Unzurechnungsfähigkeit nie etwas bemerkt haben wollen. Gleichwohl will ich auf die Hälfte der Erbschaft zu Deinen Gunsten verzichten, die Regulierung dieser Angelegenheit muß mir aber überlassen bleiben.“

„Diese Regulierung ist Kinderspiel,“ antwortete der alte Herr in freudiger Erregung, „wir öffnen den Sekretär und teilen die Wertpapiere; was sonst noch vorhanden ist: Haus, Mobilar und Silbergeschirr, das kann öffentlich versteigert werden, wir zahlen davon der Frau Siebel und dem alten Kaspar die ihnen ausgesetzten Legate und teilen auch den Rest. Die Versteigerung kann ja während Deiner Abwesenheit stattfinden, so ist alles geordnet, wenn Du wieder kommst.“

„Mit dieser Teilung der Wertpapiere bin ich nicht einverstanden,“ sagte der Baron, „die Angelegenheit muß anders geordnet werden. Laß die Siegel abnehmen und übertrage mir die Regulierung, sie wird am Tage nach meiner Rückkehr erfolgen. Ich übergebe die Papiere einem Bankier, der sie insgesamt zum höchsten Kurse verkaufen soll, das Geld bleibt bei ihm deponiert, bis ich von meiner Reise zurückkehre. Das Silbergeschirr und die Münzensammlung beanspruche ich für mich, die Münzen gedenke ich mitzunehmen, um meinem Schwiegervater, der Sammler ist, ein Geschenk damit zu machen, das Silber übergebe ich einem Juwelier oder einem Kunsthändler, je nachdem es Kunstwert hat.“

„Das ist gegen die Absprache!“ warf der Oberst ein. „Die Münzensammlung soll sehr wertvoll sein.“

„Wenn Du darauf bestehst, die volle Hälfte zu erhalten, so will ich den Wert der Münzen von meinem Schwiegervater abschätzen lassen,“ fuhr der Baron mit einem verächtlichen Achselzucken fort, das dem alten Herrn das Blut heiß in Stirne und Wangen trieb, „wir können sie dann später ja verrechnen.“

„Die Berechnung kann ja auch morgen schon gemacht werden!“

„Nachdem ich so lange auf die Abnahme der Siegel habe warten müssen, eilt es mir nun auch nicht mehr.“

„Aber mir eilt es! Meine Gläubiger werden mit jedem Tage ungestümer, ich will die Banke los sein! Sie nehmen die Wertpapiere in Zahlung, das ist die glatteste Rechnung.“

„Deine Gläubiger werden sich wohl noch so lange gedulden müssen, bis ich die Angelegenheit geregelt habe. Kannst ihnen ja sagen, daß wir uns geeinigt haben und daß Dein Anteil spätestens nach zwei Monaten flüssig wird, sie geben sich gerne zufrieden, wenn sie wissen, daß sie alsdann ihr Geld erhalten.“

„Bohelement, ich begreife nicht, weshalb Du so hartnäckig Dich weigerst!“ rief der Oberst, der den jäh aufsteigenden Zorn nicht mehr zurückdrängen konnte. „Wenn Du denn nicht anders willst, gut, wir bringen dann morgen die Papiere einem Bankier, der uns gewiß gerne den vollen Wert sofort auszahlen wird, es sind Staatsschuldsscheine, die man jeden Tag an jeder Thüre verkaufen kann.“

„Wenn man sie rasch verkaufen muß, erhält man nicht den höchsten Kurs, und ich verschleudere nicht gerne, was ich besitze.“

„So nimm die Hälfte der Papiere und thue damit, was Dir beliebt, wie ich dann meine Hälfte verwende, kann Dir ja gleichgiltig sein.“

„Dagegen ließe sich nichts einwenden, wenn Du die Berechtigung hättest, mir in dieser Angelegenheit Vorschriften zu machen,“ sagte der Baron mit scharfer Betonung, „ich müßte in diesem Falle mich jeder Bedingung fügen, die Du mir stelltest. Die Sachlage ist nun aber umgekehrt, ich bin der rechtmäßige Universalerbe und will nun auch die Angelegenheit ordnen, wie es mir beliebt. Laß die Siegel abnehmen und vertraue darauf, daß ich sogleich nach meiner Rückkehr mit Dir abrechne und das Geld Dir auszahle. Haus und Mobilar magst Du inzwischen unter den Hammer bringen lassen, die Münzen nehme ich mit, die Papiere und das Silbergeschirr bleiben hier in sicheren Händen, von einem Mißtrauen wird also wohl keine Rede sein können. Wenn Du es wünschst, können wir diesen Vergleich schriftlich ausfertigen, Deine Gläubiger werden darin eine Bürgschaft für Dein Versprechen finden.“

Der Oberst blickte mit finster zusammengezogenen Brauen starr vor sich hin, seine Zähne gruben sich tief in die Unterlippe ein. Er legte kein Mißtrauen, an die Möglichkeit eines beabsichtigten Betrugs dachte er nicht, nur Zorn über den Starrsinn des Neffen besetzte ihn.

Die Situation in der er sich befand, war für ihn demütigend, er kam sich vor wie ein verarmter Mann, der einen Freund um eine Unterstüßung bittet, und doch glaubte er, nicht zu einer Bitte, sondern zu einer Forderung berechtigt zu sein!

„So gib mir wenigstens einen Teil der Summe vorab,“ sagte er nach einer langen Pause mit heiserer Stimme, „ich möchte nicht gerne noch einmal mit diesen Kerlen unterhandeln, deren Underschwärztheit mich mehr als genügend geärgert hat.“

„Ich kann das jetzt nicht,“ antwortete Franz von Helbern, der sein Glas wieder gefüllt und langsam ausgetrunken hatte, „meine Kreditbriefe sind bis auf den letzten Groschen ausgenüßt, das Geld, das ich noch besitze, brauche ich zur Reise.“

„Der Bankier, bei dem Du die Papiere deponierst, zahlt Dir ja sofort eine Summe aus.“

„Daran zweifle ich nicht, aber wenn ich diese Summe fordere, so wird man glauben, ich sei völlig abgebrannt, deshalb kann ich mich nicht dazu entschließen. Zeige Deinen Gläubigern unsern Vergleich, so werden sie keine Worte mehr verlieren und sich gedulden.“

„Es ist nur Dein Eigensinn.“

„Mag sein, Onkel, indessen vergiß nicht, daß ich mich auch über Deinen Eigensinn beklagen darf, er hat mich hier unnötig aufgehalten und mir viel Ärger bereitet. Soll ich mit einigen Zeilen unsern Vergleich ausfertigen?“

Der Oberst nickte, der Zorn beengte ihm den Atem, es war in diesem Moment ihm unmöglich, ein Wort über die Lippen zu bringen. Franz von Helbern setzte sich an den Schreibtisch, der alte Herr fühlte nun auch das Bedürfnis, sich Bewegung zu schaffen, er wanderte mit großen Schritten auf und ab und fuhr dann und wann mit dem Taschentuch über die Stirne, auf der die hellen Schweißtropfen perlten.

Er setzte nun seine letzte Hoffnung auf die Stunde, in der die Siegel abgenommen wurden, er war ja zugegen, wenn sein Neffe die Wertpapiere aus dem Sekretär nahm, vielleicht gelang es ihm dann, den Starrsinn des jungen Mannes zu beugen und einige dieser Papiere zu erschaffen.

Der Baron erhob sich und übergab ihm den Vertrag, in dem er sich verpflichtete, sofort nach seiner Rückkehr dem Oberst die volle Hälfte des Nachlasses in barem Gelde auszugeben.

„Das wird genügen, alle Zweifel der Gläubiger zu befeitigen,“ sagte er kühl, „ich habe mit diesen Zeilen gewissermaßen eine Bürgschaft übernommen, die ich einlösen muß und werde.“

Der Oberst schwieg, er faltete das Papier zusammen und schob es in die Tasche, dann nahm er mit einem schweren Seufzer seinen Hut.

„Ich will nun zu meinen Advokaten gehen und ihn veranlassen, die Abnahme der Siegel ohne Verzug zu beantragen,“ versetzte er; „heute abend erwarten wir Dich, wir feiern dann in aller Stille ein kleines Verlobungsfest. Oder möchtest Du früher Deine Braut begrüßen?“

„Hertha wird das vielleicht selbst nicht wünschen, und

ich kann mich gedulden, nachdem ich so lange warten mußte,“ erwiderte der Baron sarkastisch. „Lieb wäre es mir, wenn die Siegel heute noch abgenommen würden, ich könnte dann morgen vormittag abreisen; je eher das geschieht, desto eher kehre ich zurück.“

„Wenn es möglich ist, soll es geschehen, aber ich glaube nicht, daß ich es Dir versprechen kann! Also auf Wiedersehen heute abend, denke inzwischen über meinen Vorschlag noch einmal nach, Du würdest mich zu sehr großem Dank verpflichten, wenn Du ihn annehmen wolltest!“

Damit ging der Oberst hinaus, die spöttische Miene, mit der Franz Abschied von ihm nahm, brachte sein Blut wieder in Wallung.

Er hatte erwartet, der Nefse werde freudig seinen Wünschen entgegenkommen und ihn sofort aus allen drückenden Verlegenheiten befreien.

Eine Veranlassung zu Mißtrauen fand er in der Weigerung nicht, er sah darin nur die Absicht seines Nefsen, eine kleine, böshafte Rache dafür zu nehmen, daß er so lange auf das Jawort hatte warten müssen.

Fatal war das allerdings, zumal der Drohung gegenüber, die Nathan Meyer ausgesprochen hatte, indessen mußte das schriftliche Versprechen seines Nefsen nun die Gläubiger beruhigen, sie ersehen daraus, daß sie nach kurzer Frist mit Sicherheit auf die Tilgung ihrer Forderungen rechnen durften.

Der Advokat wünschte ihm Glück zu diesem Vergleich, er wiederholte dabei, daß der Prozeß aussichtslos gewesen sei, und versprach, die Siegel am nächsten Vormittag abnehmen zu lassen, da es früher schwerlich geschehen könne.

Auf dem Heimwege sah der Oberst sich plötzlich dem Hauptmann von Galen gegenüber, den Graf Ellern begleitete.

Im ersten Moment wollte er mit kurzem Gruß vorbeigehen, aber er besann sich eines andern; die Verlobung Derthas konnte dem Hauptmann ja nicht verschwiegen bleiben, da war es wohl das Beste, wenn er selbst sie ihm mitteilte.

„Ein Wort, Herr Hauptmann, wenn ich bitten darf!“ sagte er, den alten vertraulichen Ton anschlagend, in dem er früher stets mit ihm gesprochen hatte. „Meine Tochter hat sich heute mit dem Herrn Baron Franz von Feldern verlobt, ich erlaube mir, Ihnen diese Mitteilung zu machen, weil ich nicht wünsche, daß Sie von anderer Seite damit überrascht werden.“

Das Antlitz des Hauptmanns war bleich geworden, er preßte die Lippen fest auf einander und es gelang ihm, seine Ruhe, wenn auch nur äußerlich, zu bewahren.

„Ich gratulire!“ antwortete er trocken. „Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, Herr Oberst?“

fragte der Graf, in dessen Augen der Zorn aufblühte. „Franz von Feldern war in früheren Jahren mein bester Freund, ich habe ihn vor einiger Zeit wieder aufgesucht und muß gestehen, daß ich ihn nicht wiedererkannte. Nicht nur in seiner äußeren Erscheinung, auch in seinem Charakter hat er so sehr sich verändert, daß ich fast vermute, ein Fremder suche uns in der Rolle meines Freundes zu täuschen. Haben Sie nicht auch schon an diese Möglichkeit gedacht?“

„Eine seltsame und sehr gewagte Vermutung!“ spottete der Oberst mit einem geringschätzenden Achselzucken. „Mit dürren Worten heißt das: Sie betrachten meinen Nefsen als einen Abenteurer.“

„Nicht Ihren Nefsen, sondern die Person, die hier unter seinem Namen auftritt! Ich kann mich ja irren, aber, wie gesagt, diese Vermutung stieg unwillkürlich in mir auf, als ich den Freund wieder sah und seine Anschauungen vernahm.“

„Und weshalb sagen Sie mir das, Herr Graf? Um nun auch mir Mißtrauen gegen ihn einzusößen? Sie werden diesen Zweck nicht erreichen, denn ich kenne meinen Nefsen besser. Daß er nicht genau derselbe geblieben ist, der er früher war, finde ich natürlich, wir haben ihn seit langen Jahren nicht mehr gesehen, und er hat manche Wandlung seitdem durchgemacht. Ebenso begreiflich finde ich es, daß er den früheren Freunden nicht mehr mit der alten Herzlichkeit begegnet, sie haben ihn ja damals auch im Stiche gelassen. Meine Herren, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!“

Schweigend setzten die beiden Freunde ihren Weg fort, der Hauptmann sah mit starrem Blick vor sich hin, eine leise Verwünschung entrang sich seinen zuckenden Lippen.

„Fassung, Berthold!“ sagte der Graf leise. „Derttha von Feldern hat Dir die Treue gebrochen, was liegt Dir nun näher als der Gedanke, daß sie Deiner Liebe nicht wert gewesen sei?“

(Fortsetzung folgt.)

### Aus Natur und Leben.

#### Bestattung eines Indianerhäuptlings.

Ueber die Bestattung eines Indianerhäuptlings meldet eine Deutsche aus Harrold in Texas folgendes: Die Leiche des Comanchehäuptlings „Selber Vär“, welcher in seinem Zimmer in einem Hotel in Fort Worth an den Folgen einer Gasvergiftung gestorben, ist von dem Häuptling Cuanah Parker, der bei dem Tode des Selben Vär zugegen war und dessen Schicksal beinahe geteilt hätte, hieher befördert worden. Parker hatte bereits vorher die Familienoberhäupter des Stammes hieher entbieten lassen, um ihnen allen Verstand, daß der Häuptling ermordet worden, zu nehmen. Tausend Indianer und hunderttausend indische

Frauen waren bei dem Eintreffen der Leiche zugegen. Die Weiber sahen gräßlich aus. Zum Zeichen der Trauer hatten sie sich in Gesicht und Hals Schrammen und Schnittwunden beigebracht und das Blut darauf trocknen lassen. Bei der Ankunft des Juges stimmten die Indianer Klagen an, welche so lange währten, bis die Leiche aus dem Eisenbahnwagen auf einen indianischen Wagen gelegt worden war; dann zogen sie nordwärts nach ihrer Reservation; in langer Reihe zogen sie aus der Stadt und schlugen ihre Tamtams zu den Klageklängen der Weiber. Am Abend des 24. Dezember 1885 traf der Zug in Cuanah Parkers Lager ein und Tags darauf begannen die mehrere Tage währenden Trauerfeierlichkeiten. Die Freunde und Verwandten des Verstorbenen sind in das Lager berufen worden, wo die denkbar scheußlichsten Zeremonien vorgenommen wurden. Alle diejenigen Weiber des Stammes, welche ihr Gesicht und ihren Hals noch nicht zerchnitten und zerkratzt haben, holten dies in Gegenwart des ganzen Stammes nach, während dieser in Wehklagen ausbricht. Alsdann bilden die Männer einen großen Kreis und tanzen in langsamen Takte nach den Klängen von Kesselpauten den Totentanz; gewisse dazu besonders außerordentliche Krieger treten an die verdeckte Leiche und besingen die Heldenthaten, die Freundschaft und die Tugenden des Verstorbenen. Am Schlusse eines jeden Gesanges bilden die Weiber einen Kreis und stoßen, rückwärts gebeugt, Klagen aus, als brähe ihnen das Herz. Die dem Verstorbenen nahe verwandten Männer treten alsdann zusammen und kratzen und schneiden sich unbarmerzig am Körper; ohne Rücksicht auf die Witterung tragen Männer und Weiber den Oberkörper zwei bis drei Tage lang völlig entblößt. Die Kriegsfarben werden nicht angelegt, dagegen beschmieren die Männer Gesicht und Körper mit Schlamm und Asche; auch schneiden sie ihr Haar kurz.

Diese Zeremonien währen in der Regel drei Tage. Während dieser Zeit hoch die alten Weiber Tag und Nacht um die Leiche und nimmer derstumm in dieser Zeit ihre Totenklage. Sobald die beschriebenen Trauerfeierlichkeiten beendet sind, wird die Leiche mit den besten Kleidern, welche der Verstorbene besaß, bekleidet und an einen abgelegenen Ort in der Nähe des Lagers getragen. Gewöhnlich wird das Grab auf einen Hügel, von dem aus das ganze Lager übersehen werden kann, gegraben. Dem Toten werden seine Waffen und Jagdgeräte, sowie Lebensmittel und solche Dinge, welche ihm im Leben vor allen anderen lieb waren, vielleicht ein Lieblingsmesser oder ein Stück Tabak, in das Grab mitgegeben; dann fällen Weiber, während der ganze Stamm heult und schreit, das Grab mit Erde, und die Männer häufen schwere Steine auf die geschlossene Grabstätte. Da der Selbe Vär ein bedeutender Häuptling war, werden an seinem Grabhügel fünf Ponies getötet und zerlegt werden. Die Fleischstücke werden alsdann über den Grabhügel verstreut. Mehrere Monate lang werden gedungene Klageweiber jeden Morgen und jeden Abend Klageklagen singen.

Der Selbe Vär war der nächste Häuptling nach Cuanah und gehörte zu den Cojote-Comanches. Ueber die Ursache seines Todes wird von den Stammesältesten eine eingehende Untersuchung geführt werden. Der Oberhäuptling Cuanah ist der Sohn einer Weibin Namens Cynthiana Parker, welche vor vierzig Jahren den Comanches in die Hände fiel und von deren Oberhäuptling Prelah zur Frau genommen wurde.

#### Das Trübwerden von Spiegeln in feuchter Umgebung zu verhüten.

Das Anlaufen eines Spiegels in der dampferfüllten Atmosphäre eines Badezimmers oder vom Atem mag beim Rasiren unangenehm sein, aber ernsther sind die Störungen für Operateur und Beobachter, wenn sich Wassertropfen ablegen auf den mannigfachen medizinischen Spiegeln, auf astronomischen Instrumenten und so weiter. Diesem Uebelstande kann leicht und wirksam abgeholfen werden, sagt der „Manufacturer and Builder“, wenn man über das Glas sanft mit einem Tuche oder Schwamm hinschreibt, der mit ein wenig Glycerin befeuchtet ist. Glycerin hat eine beträchtliche Anziehungskraft für Wasser, folglich werden die Wassertropfen des Atems oder der Luft beim Berühren der so behandelten Spiegelfläche sofort aufgesaugt, so daß sich keine Trübung bilden kann. Ramentlich ist dieses Mittelchen den Ärzten zu empfehlen, denn es ist viel besser als das Eintauchen der Instrumente in laues Wasser oder gelindes Erwärmen, bevor sie angewendet werden. Ferner fällt die Sorge fort, es möchte ein zu stark erwärmter Spiegel beim Einführen auf empfindliche oder entzündete Stellen Schmerz verursachen. Das Glycerin schützt den Spiegel vor dem Trübwerden lange genug, um ein halbes Duzend Untersuchungen vorzunehmen, während das Erwärmen oft kaum für eine einzige ausreicht. B. N.

#### Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 371:

Die Weifen wägen ihre Worte auf der Goldwaage.

#### Rässel.

Das wiederum mit einem Orden  
Ein Menschenkind ward hoch beglückt,  
Daß ihm die erste ist geworden,  
Daß bunt es nun die zweite schmückt:

Dies les' ich noch dem Mittagbrote  
Ganz ohne Reid oft in dem Platte,  
Das unterm Ganzen Stephens Bote  
Mir freundlich übergeben hat.

F. Müller-Saalfeld.

Auflösung des Rätsels Seite 371:

Blutarm, blutarm.

#### Unseren Abonnenten

offerieren wir zum vorläufigen Aufbewahren der Nummern und späteren Einbinden des Jahrgangs 1886 unsere auf das Elegante ausgeführte

### Original-Einband-Decke

#### Illustrirte Welt

in feiner Leinwand mit reicher Goldpressung auf Deckel und Rücken zu dem sehr billigen Preise von nur M. 1. 70 Pf. per Stück. (In Oesterreich-Ungarn kommt zu diesem Preise noch der Eingangszoll.)

Jede Buchhandlung des In- und Auslandes nimmt Bestellungen an, ebenso vermitteln sämtliche Kasporeure und Boten, welche die Nummern und Hefte ins Haus bringen, die Beforgung. Postabonnenten wollen sich wegen Beforgung der Decke ebenfalls an eine Buchhandlung wenden. Auf Wunsch wird dieselbe gegen frankirte Einendung des Betrags (am einfachsten in deutschen oder österreichisch-ungarischen Brief- oder in deutschen Stempelmarken) auch von der Verlags-handlung direkt geliefert.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt  
vorm. Eduard Hallberger.

#### Kleine Korrespondenz.



Hrn. G. Winkler in Berlin. Das „Reichshofsystem“ (Kolenthal) hat eine große Verbreitung erlangt. Bei dem nötigen Fleiß, der für jedes Sprachstudium unerlässlich ist, werden Sie hiedurch bald schöne Resultate erzielen. Wir kennen jemand, der ganz ohne Vorkenntnisse in einem halben Jahre schon ziemlich gut sich französisch verständlich machen konnte und ganz annehmbare Briefen schrieb.

L. in Oe. Man hilft sich in dergleichen Fällen dadurch, daß man das Element mit einer Kapfel aus Hartgummi (Ebonit) umgibt.

Hrn. Albert Sp. in H. Vom Jahrgang 1881 unseres Journals sind noch einige Exemplare in unserer Verlags-handlung vorräthig; bei baldiger Befellung (durch Ihre Buchhandlung) können Sie daher noch eines davon beziehen. Der Verzugpreis, auf welchen Sie als Abonnent ein Anrecht haben, ist 3 Mark für das druckfertige Exemplar.

Hrn. H. B. „An Helene“ ist hübsch und wird bald erscheinen. Besten Dank. Die übrigen zu wenig neu in der Idee, obwohl auch talentvoll.

Hrn. Adam M. in B. Welchen Titel hatte die Skizze? Abonnent in Bremen. Einseitlich der Heliographenmasse wenden Sie sich an die Vittoria-Baselin-Verlag in Frankfurt a. M.

Euroopa. 1) Sie thun am besten, sich an irgend eine der Annoncen-Expeditoren zu wenden, zum Beispiel Haasenstein & Vogler oder Wolff. 2) Wir raten Ihnen ganz entschieden ab, weil jeder, dessen Carriere dort durch einen Schiffsbruch leidet, diesen Verzug für einige Zeit ergeht. Nach Utteken er. fragt niemand.

Hrn. G. Tamerling in Chicago. Durch die „Kölnische Zeitung“ gerath.

Hrn. J. M. S. in Nürnberg. 1) Wenn das Glas nicht angegriffen ist, durch Benzol, auch durch Schwefeläther. 2) Wir finden nirgends ein solches Buch; vielleicht durch B. F. Voigt's Verlag in Weimar. 3) und 4) Diese Fragen kann nur die Redaktion der „Chemiker-Zeitung“ in Köln beantworten.

Hrl. A. W. in Teylitz. Liebenswürdig und anmuthig nach Form und Inhalt, aber doch zu wenig neu in den Gedanken.

Hildegard. 1) In Ulm bei der sechsten Batterie des ersten mürttembergischen Feldartillerieregiments Nr. 13 als Lieutenant — nach der jüngst erschienenen neuesten Rangliste. 2) Das Forschen war vergeblich.

H. in B. Diese Tasse Napoleons III. besitzt für den Liebhaber Wert. Antiquitätenhändler kaufen dergleichen, aber eine Adresse ist da schwer anzugeben. Sie mühten die Tasse zur Ansicht schicken und da kann mancherlei passieren; wir wollen solche Verantwortung nicht übernehmen.

Abonnent K. in Wernigerode. B. Henger, Bundagist in Stuttgart. Karl Schmid, Königstraße, daselbst.

A. S. 100. Trotz vieler Vorzüge und der Originalität für uns nicht verwendbar.

E. S. in R. Das finden Sie am besten in der Zeitschrift „Globe“. Richtige Lösungen von Reduz, Rätseln, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Hrl. Elise Manners, Zürich; Ida Sperber, Hannover; Marie Elzner, Breslau; Diana Barber, Kodaub; Rosine Bihlidal, Prag; Mathilde Hammer, Tübingen; Bertha Pfister, Rorschach; Karoline Weidner, München; Frau Martha Dentchel, Gr. Slogau; Emma Hirschen, Halberstadt; Adeline Bröll, Ulm; Marie Ganz, Zürich; Hrn. Ed. Adel, Pilsen; Admer, Niederbrähren; F. Strid, Stettin; B. Rife, Oberndorf; R. Heller, Innsbruck; A. Rohu, Gurlon; J. Truber, Mannheim; W. Köngen, Königsgäßel; G. Garre, Berlin; Th. Paulsen, Kiel; A. Winter, Kassel; J. Todler, Bern; W. Melbing, Schwerin; G. Trautmann, München; J. Sablon, Reß; G. Papth, Luzern; X. Limeon, Mailand; J. Schurr, Ravensburg.

#### Korrespondenz für Gesundheitspflege.

Helene B. Ob die Erblähmung an der Nase Ihres Töchterchens, welche nach einem Stof zurückgeblieben sein soll, sich beseitigen läßt und auf welche Weise, kann nur nach genauer Untersuchung gesagt werden.

